

## LESEPROBE



### eBook • Taschenbuch • Hörbuch

**Es war einmal ein kleines Navajo-Mädchen ... Eine mitreißende Geschichte über schicksalhafte Begegnungen, unglaubliche Zufälle und eine Ranch in Colorado. Ein magischer Ort, an dem nicht nur ein Herz sein Zuhause findet. Bilderreich und Hochemotional.**

Der Staat verweigert dem Navajo Chayton Ironcloud die Vormundschaft für das Kind, das er wie eine Tochter liebt. Sein Ziehvater Mato Whitefeather greift nach dem letzten Strohalm und bittet einen Mann um Hilfe, mit dem er seit drei Jahrzehnten keinen Kontakt hatte.

Die siebenjährige Sialea-lea lebt auf der Silverlight-Ranch bei den beiden Männern, die ihre hochschwängere Mutter bei sich aufgenommen hatten, ihre Familie sind. Damit, dass die anderen Kinder sie ausgrenzen, weil sie eine Navajo, Waise und zudem hochbegabt ist, kommt sie zurecht. Doch als Chayton nach einem heftigen Streit mit Mato die Ranch verlässt, bricht ihre kleine Welt zusammen.

Liz Winslow liebt ihre Arbeit mit hochbegabten Kindern, noch mehr den Mann, den sie Großvater nennt. Er hat sie, die damals vierjährige Waise, aufgenommen und ihr seine Welt zu Füßen gelegt. Daher denkt sie nicht zweimal nach, als Grandpa sie nach einem ominösen Anruf eines Mannes, der vor vielen Jahren sein Führer durch das Reservat der Navajo war, bittet, nach Colorado zu fliegen.



# KAPITEL 1

Liz legte die Hand auf die Messingklinke der angelehnten hohen Kassetentür und schob sie auf. Obwohl viele Jahre vergangen waren, seitdem sie die Bibliothek zum ersten Mal betreten hatte, beschleunigte sich ihr Herzschlag. Was unsinnig war, da sie in dem weitläufigen Herrenhaus Winslow Mansion aufgewachsen war. Wenige Wochen nach ihrem vierten Geburtstag hatte sie die Schwelle zu diesem eindrucksvollen Raum zum ersten Mal übertreten – und sich Hals über Kopf verliebt. In die unendlich hohen Regale aus dunkler Eiche, die bis zur Decke reichten. In die unzähligen Bücher, die diese füllten. Die sie mit dem Geruch des Leders der teils jahrhundertealten Erstausgaben, dem des Papiers, das nach Gras und ein wenig nach Vanille roch, und dem des Bienenwaxes der Möbelpolitur benebelt hatten. Die ihr die Welt erschlossen hatten. Heute, ein Vierteljahrhundert später, nannte sie das, was an dem Tag passiert war, einen Rausch. Buchstaben, Zahlen, Wörter, Sätze, Paragraphen, ja ganze Kapitel hatten sich mit den Duftnoten vereint, die diesen unbeschreiblichen Raum im Nordflügel von Winslow Mansion beherrschten. Gemeinsam hatten sie die traurigen Gedanken und die Dunkelheit weggezaubert und ihren Kopf leer geräumt. Ihr Herz hatte so laut geschlagen, dass es in ihren Ohren dröhnte und sie die tiefe Stimme zuerst gar nicht gehört hatte. So wie jetzt.

»Es passiert dir immer noch, habe ich recht?« Grandpa lachte kaum hörbar. Es klang eher wie ein leises Rumpeln, das in seiner Brust seinen Ursprung hatte, durch die Kehle nach oben stieg und über seine Lippen blubberte.

Liz blinzelte die Erinnerungen fort und richtete ihren Blick auf den Mann, den sie allumfassend liebte. Edward Winslow mit seinem schlohweißen dichten Haar, seinen sturmgrauen Augen unter den buschigen Augenbrauen und der schlanken hochaufgerichteten Gestalt, die sein wahres Alter Lügen strafte, erhob sich aus dem Ohrensessel. Die eine Diele knarrte prompt und Grandpa lächelte.

Die Leichtigkeit, die Liz verspürte, sobald sie ihn ansah, erfüllte sie mit Wärme. Die akademische Disziplin, die ihre Mitmenschen als Steifheit und Unnahbarkeit bezeichneten, fiel von ihr ab. Sie lief auf ihn zu, schlang die Arme um seinen Nacken, legte ihren Kopf an seine Schulter und rieb die Nase an dem Brokatstoff seiner altmodischen Hausjacke.

»Du hast mir so sehr gefehlt!« Sie seufzte tief und sah zu ihm auf.

Er zog schmunzelnd die Augenbrauen hoch. »Nach fünf Tagen?«

»Du hast ja keine Ahnung, wie knochentrocken und weltfremd Akademiker sein können.«

Grandpa packte sie lachend an den Schultern und schob sie ein wenig von sich. »Sagt meine Enkelin, die im Alter von vierundzwanzig mit ihrem dritten Dokortitel in die Top Ten der berühmtesten Studenten aller Zeiten der Harvard University einzog.«

Liz verdrehte die Augen. »Bitte, nicht auch noch du!«

Er zog sie kurz ein wenig fester an sich und strich über ihren Rücken, bevor er die Umarmung löste und sie zu ihrem Ohrensessel dirigierte, der leicht schräg dem seinen zugewandt vor dem hohen Kamin stand. Erst als sie beide saßen, sprach er.

»Es tut mir leid, Peewee.«

Das Kosewort, mit dem er sie bereits bei ihrer allerersten Begegnung angesprochen hatte, passte so gar nicht mehr zu ihr. Peewee, die Kleine. Längst war sie groß, nicht winzig, doch wenn er sie so nannte, fühlte sie sich beschützt.

»Was tut dir leid, Grandpa?«

Er machte eine vage Geste. »Alles, Liz. ich hätte dich damals zwingen müssen, zumindest ein Jahr lang die entlegensten Winkel der Welt kennenzulernen und den Ort zu finden, der mit deinem Innersten im Einklang ist. Stattdessen habe ich mich wie ein kleines Kind gefreut, dass du abgelehnt hast und geblieben bist. Ich bin ein dummer, alter Mann.«

»Hör sofort auf damit.«

Liz wusste, dass jedes weitere Wort sinnlos war. Er war ein Sturkopf – so wie sie auch. Er starrte in den rubgeschwärzten offenen Kamin. Sie trat die eleganten Pumps von ihren Füßen und bewegte ihre schmerzenden Zehen. Dabei sah sie den Mann an, der trotz seines hohen Alters immer noch nicht begriffen hatte, dass er ein guter Mensch war. Ein Wohltäter und Menschenfreund, dem nicht nur sie so viel verdankte, dass man es kaum in Worte fassen konnte. Der Philanthrop, der das Winslow-Vermögen weiter vermehrt hatte, das auf seinen Urahn zurückging, dessen Namen er trug. Jener Edward Winslow war einer der Pilgrim Fathers gewesen, die 1620 ihre alte Heimat verließen, auf der Mayflower über den Atlantik segelten und in der Massachusetts Bay an Land gingen. Dort hatten sie Plymouth gegründet, die Siedlung, die diese unerschrockenen Männer – und Frauen – nach dem Ort in der alten Heimat, von dem sie absegelt waren, benannt hatten.

Liz' Blick glitt zu einer der gläsernen Vitrinen, in denen Temperatur und Luftfeuchtigkeit kontrolliert und geregelt wurden, um die darin enthaltenen unschätzbaren Werke zu schützen. In dieser lag ein in fleckiges Leder gebundenes dickes Buch, in dem die Geschichte der Winslows festgehalten war. Handschriftlich und mit Skizzen, in schwarzer Tinte und anfänglich eher ungenau geschrieben, später in akkurater Schönschrift und mit farbigen, mit Blumen und Ranken geschmückten Initialen. Beginnend bei der Überfahrt auf der Mayflower, den darauffolgenden schwierigen Jahren, der Geburt des ersten Winslows auf amerikanischem Boden. Demjenigen, der, kaum erwachsen, die Küste entlang in den Norden in die junge Stadt Boston gezogen war und mit wenigen Unzen Gold und viel Geschick zu einem gewieften Händler wurde. Der Mann, der sich in diesen Hügel namens Chestnut Hill verliebt und mit eigenen Händen im wahrsten Sinne des Wortes das erste Loch für den Grundstein dieses Hauses gegraben hatte.

Liz wollte ihre Beine unterschlagen, doch der Versuch war aufgrund des engen Rocks zum Scheitern verurteilt. Sie ärgerte sich, dass sie nicht, nachdem sie den Arbeitstag beendet hatte, rasch in ihrer Wohnung vorbeigefahren war, um sich umzuziehen. Wobei sie eigentlich nur die Bibliothek verlassen und nach oben gehen musste, um genau das zu tun. Der Schrank in dem Zimmer, in dem sie zwei Jahrzehnte lang gelebt hatte, bevor sie in die City gezogen war, nur wenige Minuten von ihrem Büro im Firmengebäude der Winslow-Holding entfernt, war randvoll mit Kleidung. Tennisoutfits, die sie selten verwendete, wenn Grandpa sie zu einem Match überredete, indem er die Erhaltungskosten des Tennisplatzes im rückwärtigen Teil des Anwesens erwähnte. Sie hasste Geldverschwendung – und er wusste es. Dann waren da noch Laufdresses für Sommer und Winter und die Jahreszeiten dazwischen. Einige ausgewaschene Jeans und Shirts, von denen sie sich einfach nicht trennen konnte, obschon sie nichts davon trug. Ihre berufliche Position zwang sie dazu, eher sechs als fünf Tage pro Woche die tough Businesswoman zu verkörpern. Sie war Elizabeth Winslow, die einzige Angehörige des Mannes, der ihre ganze Familie war. Geworden war. Das besagten die Dokumente, die sie als Enkelin von Edward Winslow auswiesen, weil er das so gewollt und seine Anwälte es dem Staat gegenüber mit unzähligen Papieren, die einen halben Aktenschrank füllten, erklärt hatten.

»Ich kann dich denken hören, mein Kind.«

Liz sah von ihren ineinander verschlungenen Händen auf. »Das konntest du schon immer.«

Er lächelte sanft. »Damals hast du dir gewünscht, in diesem Zimmer bleiben zu dürfen, und ich wollte dir den Wunsch erfüllen.« Traurigkeit überzog sein Gesicht.

»Das hast du, Grandpa.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Peewee, leider nicht. Ich war von deiner Wissbegier begeistert und habe mich von der Tatsache leiten lassen, dass du mit vier bereits fließend lesen und Rechenaufgaben mit zweistelligen Zahlen lösen konntest. Dabei habe ich vergessen, dir das normale Leben eines kleinen Mädchens zu ermöglichen. Du hättest eine Nanny gebraucht, keine Privatlehrer.«

Liz stand auf und ließ sich vor ihrem Großvater auf die Knie sinken, sah zu ihm auf. »Ich hätte ein Kindermädchen, das mich mit Buntstiften und Bauklötzen gequält hätte, vergrault. Stell dir vor, sie hätte dich überzeugt, mir eine Puppenküche zu kaufen, und mir dann aufgetragen, Barbie und Ken zu bekochen. Ich wäre ausgerastet.«

Grandpa lachte auf. »Du hättest die arme Frau mit deinen Puppen verprügelt und in die Flucht geschlagen.«

»Eben.« Liz sank schmunzelnd auf ihre Fersen. »Genau darüber habe ich heute mit einem Vater gesprochen, einem Nerd mit einem Dokortitel in Physik, der darauf besteht, dass seine achtjährige Tochter ein in seinen Augen normales, ihrem Alter entsprechendes Leben führen soll.«

»Lass mich raten. Der Mann ist geschieden und seine Frau hat sich an uns gewandt.« Liz nickte zustimmend, Edward sprach weiter. »Sag mir, dass er begriffen hat.«

»Ganz ehrlich?« Sie zuckte mit den Achseln, verneinte nach einem Sekundenbruchteil mit dem Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Und selbst wenn er rein rational verstanden hat, was die anderen Eltern unserer kleinen Hochbegabten und ich ihm vermittelt haben, wird er seine Zustimmung nicht geben.«

»Wie lange sind die beiden schon getrennt?«

»Die Zeitspanne ist nicht von Bedeutung, Grandpa. Zu kurz auf jeden Fall. Sie haben die Hassphase noch nicht beendet, bekämpfen sich jedoch nicht wütend und laut oder gar handgreiflich, sondern reden mit hochtrabender Argumentation um den Kern des Problems herum und vergessen dabei ihre Tochter.«

»Das meinst du vorhin mit deiner Bemerkung zu knochentrockenen und weltfremden Akademikern.«

Liz nickte. Sie war müde. In erster Linie mental, aber auch körperlich. Nichts war anstrengender, als beratungsresistente Eltern vorsichtig und einfühlend davon zu überzeugen, dass ihr Kind weder an einem Aufmerksamkeitsdefizit noch an irgendeiner psychischen Störung litt, wie die Lehrer in der Schule behaupteten. Vor allem solche, die aufgrund einer akademischen Ausbildung überdurchschnittlich gut bezahlte Jobs hatten. Bei denen hatte sie oft das Gefühl, dass sie die Aufnahme ihrer Kinder in das Förderprogramm für Hochbegabte des Winslow-Trusts nicht annahmen, weil sie ihrem Umfeld und manchmal auch sich selbst beweisen wollten, dass sie keine

Almosen brauchten. Was wiederum in krassem Gegensatz zu ihrer vermuteten Intelligenz stand.

»Mit weniger privilegierten Menschen ist es einfacher, richtig?«

Grandpa riss sie aus ihren Gedanken – die er wie immer lesen konnte. Was Liz schon lange nicht mehr wunderte.

Sie hatten beide vom ersten Moment an diese tiefe Verbundenheit mit dem anderen gespürt. Der enorme Altersunterschied zwischen ihnen und die Tatsache, dass sie mit absoluter Sicherheit nicht ein einziges Gen gemeinsam hatten, hatte nie eine Rolle gespielt. Wären sie Angehörige derselben Generation, hätte man von Liebe auf den ersten Blick gesprochen. Liz nannte es Seelenverwandtschaft.

Seinen Seelenverwandten zu treffen, war nicht vielen gegönnt, das wurde ihr jedes Mal, wenn sie Menschen wie diese geschiedenen Eltern traf, verstärkt bewusst. Und noch etwas hatte sie heute glasklar erkannt: Es war besser, allein zu sein, als eine Beziehung einzugehen, die zum Scheitern verurteilt war. Was in ihrem Fall absolute Sicherheit war, denn welcher Mann ertrag eine Frau, deren Intelligenzquotient den IQ von Albert Einstein überstieg?

Was eine Bürde, eine enorme Last war. Nicht, weil Liz mit hochoberer Nase herumlief und jeden Menschen, den sie traf, darüber in Kenntnis setzte, dass sie drei Dokortitel und bei ihrem letzten IQ-Test vor vier Jahren nur einen Punkt unter zweihundert bewertet wurde. Natürlich war das Resultat nicht veröffentlicht worden, und da sie keinen Wert darauf legte, Mensa International oder gar der Prometheus Society anzugehören, obwohl beide Organisationen sie unmittelbar nach ihrer dritten Promotion kontaktiert hatten, sah ihr niemand an, dass sie nicht der Norm entsprach.

Denn das war es, was Hochbegabte von klein auf gesagt bekamen: Du bist nicht normal!

Sie waren Outsider. Außenseiter der Gesellschaft, die, selbst wenn sie sich noch so sehr bemühten, es trotz ihrer überdurchschnittlichen Intelligenz nicht schafften, ein längeres Gespräch über Banalitäten zu führen. Dreißig Minuten war Liz' persönliche oberste Grenze. Sie war sechzehn gewesen, als Grandpa eine Frau und später einen Mann engagiert hatte, die zu jedem erwähnenswerten Event Bostons eingeladen wurden, damit Liz sich in Small Talk üben konnte. Doch dieses gestellte oberflächliche Geplauder war von ihren Interessen weiter entfernt als die Erde vom Mond. Es gab keine Charity-Veranstaltung, bei der die meisten Anwesenden kaum mehr als ein paar Stichwörter zum Zweck der Spendensammlung wussten. Nicht ein Konzert, nach dessen Schlussapplaus über den Komponisten, sein Werk, das Orchester oder den Dirigenten ernsthaft diskutiert wurde. Halbwissen und Vermutungen wurden mit überheblicher Mimik und Gestik ausgesprochen. Kombinierte man dies alles mit der Tatsache, dass Liz breit gefächerte Interessen hatte, unheimlich viel und zudem rascher als andere Menschen las und sich dennoch jedes Wort einprägte und jederzeit abrufen konnte, als ob ihr Gehirn ein immenser Datenspeicher wäre, war es unvermeidlich, dass sie Fehlinformationen korrigierte, Fakten hinzufügte, Falschaussagen entschleierte. Höflich und mit leiser Stimme zwar, da sie es hasste, im Mittelpunkt zu stehen, nur passierte dann genau das – und führte dazu, dass sich der Kreis ihrer Gesprächspartner lichtete, da sich diese mit fadenscheinigen Ausreden entfernten.

»Liz.« Grandpa legte zwei Finger an ihr Kinn und hob es an, bis sich ihre Blicke trafen. »Ich will dich unbeschwert und glücklich sehen.«

»Aber das bin ich ...«

Er legte seinen Zeigefinger auf ihre Lippen, bevor sie weitersprechen konnte.

»Keine finanziellen Probleme zu haben ist nicht gleichbedeutend mit Glück. Ich bin davon überzeugt, dass die verwitwete Kubanerin, die seit ihrer Ankunft in unserem Land Tag und Nacht für Fremde putzt, um ihren Kindern eine bessere Zukunft zu sichern, glücklicher ist als du. Und das nicht, weil wir ihren Sohn in das Förderprogramm aufgenommen haben, was bedeutet, dass der Trust für seine Bücher, die Unterkunft und die Verpflegung aufkommt. Sie ist lediglich dankbar für alles, was sich für sie und ihre Familie in unserem Land geändert hat. Verstehst du, was ich meine?«

Liz seufzte leise. »Ich bin undankbar.«

Edward umfasste sanft ihr Kinn mit drei Fingern. »Du bist dumm, wenn du das denkst. Nein, Peewee, du bist das Gegenteil. Irgendwo in deinem Kopf sitzt eine fiese Stimme, die dir unablässig einredet, dass du eine Schuld hast, die du bis zu deinem Lebensende abarbeiten musst. Was ausgesprochen falsch und verrückt ist und uns beide in eine Sackgasse manövriert hat, in der wir seit Jahren immer stur geradeaus laufen.«

»Aber ...«

»Jetzt rede ich. Dir liegen die Kinder am Herzen, die uns von aufmerksamen Lehrern oder Eltern genannt werden, du hasst jedoch das Drumherum. Damit meine ich all die administrativen Aufgaben nicht nur des Trusts, die du den Mitarbeitern überlassen solltest, die eigens dafür eingestellt wurden. Nein, du fühlst dich auch für die anderen Gesellschaften der Holding verantwortlich, obwohl du es nicht bist. Jeder einzelne Manager wird überdurchschnittlich gut bezahlt, denn sie alle gehören zu den Besten nicht nur in Massachusetts, sondern im ganzen Land. Da sie zu Recht vermuten, dass du meine Alleinerbin bist, treten sie mit den unsinnigsten Anliegen an dich heran, um konsequent Kontakt zu dir zu halten. Was ihnen aufgrund der Tatsache erleichtert wird, dass du tagtäglich

von morgens bis abends in deinem Büro im obersten Stockwerk des Firmengebäudes anzutreffen bist.«

»Aber ...«

Grandpa hinderte sie mit einem Kopfschütteln am Weitersprechen. Zugleich lockerte er den Griff an ihrem Kinn und strich ihr über die Wange, bevor er die Hand senkte.

»Ich will jetzt keine Beteuerung von dir hören, dass ich noch zwei Jahrzehnte leben werde. Wir wissen beide, dass das trotz meines ausgezeichneten Gesundheitszustandes ziemlich unwahrscheinlich ist. Ebenso wenig werde ich mir deine Ausführungen zum Winslow-Vermögen anhören, denn obwohl du als Mathematikerin von Zahlen mehr verstehst als ich und mit dem Abschluss in Wirtschaft unbestritten auch auf diesem Gebiet fachlich versiert bist, gibt es nichts, was meine längst getroffene Entscheidung ändern kann. Was nach meinem Tod damit geschehen wird, ist in Stein gemeißelt, doch das betrifft die Zukunft. Wir hingegen leben in der Gegenwart. Liz, ich will, dass du dich vom Alltagsgeschäft der Holding entfernst, vor allem jedoch von den leitenden Mitarbeitern, die versuchen, deine Jugend und die Tatsache, dass du eine Frau bist, für sich auszunutzen.«

Ihre Kehle wurde eng. Sie würde nicht weinen, sicher nicht, aber gegen die Tränen, die sich in ihren Augenwinkeln bildeten, hatte sie keine Chance. Doch saß sie vor ihm auf dem Boden und konnte seine Knie fixieren, anstatt in sein Gesicht zu sehen. Edward Winslow kannte sie besser als sie sich selbst. Sie waren auf eine Art miteinander verbunden, die keine logische Erklärung hatte. Doch es war so. Er hatte gespürt, dass sie zunehmend unter der Situation am Firmensitz der Winslow-Holding litt, obwohl sie nie darüber gesprochen hatte. Und jetzt zog er die Konsequenzen.

»Peewee, du musst mich nicht ansehen, aber nicke bitte, damit ich sicher sein kann, dass du mir zuhörst.« Er sprach eindringlich, jedoch mit sanfter Stimme.

Sie seufzte – und sah auf. Nickte. Bemerkte sein Lächeln. Erwiderte es.

»Ich habe mir vorgestellt, dass du, anstatt wie bisher lediglich die Erstgespräche mit den möglichen Kandidaten des Förderprogramms und mit deren Angehörigen zu führen, bevor du sie an Mitarbeiter übergibst, die Vertrauensperson für die Kinder bleiben solltest – vom ersten Kontakt an. Sie mögen dich und sie vertrauen dir, weil sie spüren, dass du wie sie bist.«

Ungläubig schaute Liz auf das faltige, sonnengebräunte Gesicht. Grandpas Mienenspiel drückte Begeisterung aus, die auf sie abfärbte, sie innerlich erwärmte. Sie sah auf seine Lippen, die sich bewegten, fing den Ton ein, folgte seinen Worten.

»Unsere erste Begegnung fand damals hier in diesem Raum statt, weil du keinen Ort hattest, an dem du zu Hause warst. Andernfalls wäre ich zu dir gekommen. Und genau das ist es, was du von nun an tun wirst, Liz. Du wirst diese außerordentlichen Kinder in ihrem Umfeld aufsuchen. Dich dort zum ersten Mal mit ihnen treffen, wo sie aufgewachsen sind, wo sie leben. Dabei wirst du Jeans und Shirts tragen, meinerwegen auch Sportklamotten, aber sicher keine strengen Tailleurs. Anstatt deine Füße in ungemütliche Schuhe mit Absätzen zu zwängen, wirst du Turnschuhe oder Sneakers tragen. Du hängst deine Kostüme und die eleganten Blusen in den Schrank deiner Wohnung in der City, und danach kommst du her und packst einen Koffer mit der Kleidung, die du liebst. Und dann ...«

Liz bemerkte erst, dass er nicht weitersprach, als seine Lippen sich nicht mehr bewegten. Sie hob den Blick. In seinen sturmgrauen Augen blitzten silbrige Funken, ein sicheres Zeichen der Vorfreude, wie immer, wenn er sie überraschte. So war es gewesen, als er ihr zu ihrem zehnten Geburtstag die Paris-Reise geschenkt hatte. Oder als er zwei Jahre später mit ihr zur Kirschblüte nach Japan geflogen war, nachdem sie ihm gesagt hatte, dass die Videos auf YouTube leider geruchlos waren. Und jedes einzelne Mal, wenn er ihr ein Buch kaufte und es ihr feierlich genau hier in diesem Raum übergab. Das war ebenso ein Ritual wie der begonnene Satz, der in der Luft schwebte, bis sie diesen ungeduldig wiederholte, damit er weitersprach.

»Und dann?« Sie sah ihn fragend an.

Er räusperte sich. Liz verdrehte spielerisch die Augen. Er schmunzelte, blieb stumm. Eine Sekunde verging, eine zweite. Endlich zwinkerte er ihr zu, hütelte erneut, beugte sich vor und sprach mit leiser Stimme, als ob er ihr ein Geheimnis anvertrauen wollte.

»Es gibt da ein kleines Mädchen, das bereits mit vier lesen konnte. Mit fünf hat sie online an einem Buchstabierwettbewerb teilgenommen und diesen gewonnen. Die anderen Teilnehmer waren zwischen zehn und zwölf Jahre alt. Im zurückliegenden Herbst wurde sie eingeschult und noch vor Weihnachten hat man sie direkt in die dritte Schulstufe versetzt, wo sie ihren Mitschülern dennoch haushoch überlegen ist.«

Liz' Augen weiteten sich erstaunt. Selbst unter Hochbegabten war dieses Kind demnach ein Ausnahmetalent. »Wieso weiß ich nichts von ihr?«

Edward Winslow richtete den Oberkörper wieder auf, sein Gesichtsausdruck wurde ernst, seine Stimme verlor den verschwörerischen Klang.

»Niemand hat sich offiziell an uns gewandt, Liz, weder Eltern noch Lehrer. Ich habe einen Anruf von einem Mann erhalten, der vor vielen Jahren auf einer meiner Reisen mein Guide war.«

»Wo?«

Grandpa winkte mit einer Geste ab. »Das tut jetzt nichts zur Sache, Liz, davon erzähle ich dir später. Zurück zu dem Mädchen. Ihre Mutter war alleinerziehend und ist im Vorjahr tödlich verunglückt. Die Kleine lebt weiterhin in dem Haus und mit denselben Menschen, die sie seit ihrer Geburt kennen und die sie lieben. Sie ist keine Waise, deren Identität unbekannt ist, die von heute auf morgen ganz allein war.

Grandpa unterbrach sich. Liz schluckte. Nein, sie würde sich nicht von ihrer Vergangenheit einholen lassen und mit dem Grübeln beginnen. Warum ausgerechnet ich, war die Frage, die sie sich schon tausendmal gestellt hatte und auf die es nie eine Antwort geben würde. Es hatte keinen Sinn, führte nirgendwohin. Sie sammelte sich und konzentrierte sich auf das Wesentliche.

Sie brachte das Gehörte auf den Punkt, formulierte es. »Dieser Mann hat dich also angerufen und dir von der Kleinen erzählt, damit wir sie kennenlernen und darüber entscheiden, ob wir sie in unser Förderprogramm aufnehmen?«

»Sozusagen.« Edward seufzte tief. »An ihrer Hochbegabung besteht kein Zweifel, allerdings ist es fraglich, ob die Gemeinschaft zustimmen würde.«

Liz runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht, Grandpa. Es ist zwar definitiv positiv, dass sich eine Gemeinschaft, egal ob diese auf sozialen oder religiösen Werten aufbaut, geschlossen um das Kind kümmert. Aber die Entscheidung trifft in einem solchen Fall letztendlich immer der Erziehungsberechtigte.«

»Es gibt keinen.« Grandpa hob beide Hände in einer resignierenden Geste. »Das Mädchen ist eine Navajo, Liz, und die Navajo sind die stolzesten und wortkargsten Menschen, denen ich je begegnet bin. Wie Mato, der Mann der mich angerufen hat, und der im Gebiet der Rocky Mountains in Colorado lebt. Damit will ich nicht sagen, dass die Navajo die Gesetze der Vereinigten Staaten nicht respektieren, das tun sie, vor allem wenn sie – wie in diesem Fall – außerhalb eines Reservats leben. Doch sind sie Native Americans, deren Vorfahren schon vor Jahrtausenden hier lebten, lange bevor der Wikinger Leif Eriksson ein halbes Jahrhundert vor Christoph Kolumbus über den Atlantik segelte und den nordamerikanischen Kontinent betrat. Wie gesagt, die Navajo sind stolze Menschen, die ihre Kultur pflegen und in erster Linie nach ihren eigenen jahrhundertealten Regeln leben.«

Liz öffnete die Lippen, setzte zu einer Frage an, auch wenn sie nicht entscheiden konnte, welche von den vielen, die in ihrem Kopf mit unglaublicher Geschwindigkeit kreisten, sie zuerst stellen würde. Was sich allerdings erübrigte, da Grandpa übergangslos weitersprach.

»Nach ein paar Tagen vor Ort wirst du verstehen, was ich meine.« Seine Stimme war leiser geworden. Er hatte den Kopf abgewandt, schaute in den Kamin, als ob er in der Asche eine Antwort auf eine Frage finden würde, die Liz nicht kannte. »Sobald ...« Grandpa gähnte, seine Augenlider sanken nach unten. Er öffnete sie ganz langsam. »Sobald du Mato offiziell kennlernst, wirst du ...«

Liz verschlug es selten die Sprache. Jetzt geschah es. Zwar klappte ihr Mund auf, doch kein Wort kam über ihre Lippen. Ihr Fokus lag auf dem letzten Satz, den Grandpa mittendrin abgebrochen hatte. Er hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Sein tiefer regelmäßiger Atem verriet, dass er eingeschlafen war.

Sie gab sich einen Schubs, stand auf und schüttelte ihre vom langen Sitzen in dieser ungewohnten Position kribbelnden Beine aus. Dann deckte sie Grandpa mit der flauschigen Decke zu, die sie vom Fußschemel nahm, den er nie seinem Zweck entsprechend nutzte. Sie beugte sich vor und küsste ihn sanft auf die faltige Wange. Nur wenn sie ihm so nah war, wurde ihr schmerzhaft klar, dass er mittlerweile den achtzig näher war als den siebzig. Was ihr die Endlichkeit des Lebens bewusst machte und einen unangenehmen Schauer durch ihren Körper schickte. Doch vielleicht war dieser auch Grandpas letztem Satz geschuldet. Was, um Himmels willen, hatte er damit gemeint, als er sagte, dass sie diesen Mato offiziell kennenlernen würde?

## KAPITEL 2

Chayton Ironcloud umfasste das Lenkrad des Jeeps fester und starrte stur geradeaus. Er war froh über die verspiegelten Gläser der Sonnenbrille. Vor vielen Jahren, als er zum ersten Mal die Vertretung eines Guides übernommen hatte, der wegen eines Blinddarmdurchbruchs ausgerechnet in der Hauptsaison ausgefallen war, hatte er Mato ausgelacht. Der Mann, den er nie mit Worten, umso mehr jedoch in seinem Herzen Shizhb'k, Vater, nannte, hatte ihm damals seine Pilotenbrille aufgezwungen, die Chayton einfach nur lächerlich gefunden hatte. Für einen echten Mann, vor allem jedoch für einen Navajo, konnte es keinen Grund geben, seine Augen zu verstecken, war zu

jener Zeit seine Überzeugung. Was er Mato auch gesagt hatte. Chayton erinnerte sich gut an den Moment, als sie beide vor dem Wohngebäude der Silverlight-Ranch neben seinem ersten eigenen Autos standen. Er hatte soeben den Rucksack neben die Reisetasche in den Kofferraum gestellt und schloss die Klappe, als Mato die Brille mit den verspiegelten Gläsern aus der Brusttasche des Hemds gezogen und ihm hingehalten hatte. Chayton hatte aufgelacht und den Kopf geschüttelt. Mato hatte ihn am Arm gepackt, bevor er die Fahrertür erreichte. »Nimm sie und trag sie ständig bei dir. Spätestens in drei Tagen wirst du dankbar sein, sie genommen zu haben.« Mato hatte sich geirrt. Chayton hatte die Sonnenbrille bereits am zweiten Tag, den er mit einer Gruppe von Touristen im Four Corners Navajo Tribal Park verbrachte, dem Ureinwohner-Reservat der Navajo, aufgesetzt. Die waren damals zu acht, exakt die Zahl, die in einen Minibus passte, aber nicht im Entferntesten so unerträglich wie die drei, mit denen er seit mehr als achtundvierzig Stunden nahezu ununterbrochen zusammen war.

Mister Texas, der eigentlich Jack hieß und offenbar in Petrodollars schwamm, hatte das VIP-Paket mit Rundumbetreuung durch einen Native Guide gebucht. Glücklicherweise war Chayton zumindest nachts durch Wände von ihm und seiner Familie getrennt gewesen. Zwei Nächte, die sie am nördlichen Rand der Navajo Nation verbracht hatten. In luxuriösen Hotels, zuerst in Bluff, dann in Page, die ihm einfach nur zuwider waren. Nichts, was dort geboten wurde, reizte ihn. Nie würde er diese Touristen verstehen, die davon sprachen, sein Volk und das Land kennenlernen zu wollen, das seine Vorfahren, schon Jahrhunderte bevor ein einziger weißer Mann den Boden der heutigen Vereinigten Staaten betrat, bewohnt hatten. Sie wollten Authentizität erleben und saßen dennoch jeden Abend an einer Hotelbar, wo sie bunte Cocktails aus Gläsern schlürften, die mit Papierschirmchen, Orangenscheiben und kandierten Kirschen garniert waren. Aßen saftige Steaks und tranken dazu kalifornischen Rotwein, während sie darüber redeten, dass sie am nächsten Tag endlich echtes Navajo-Food essen würden – und rümpften die Nase, sobald sie Hammelfleisch auch nur aus der Ferne rochen. Kaufte in einem der Souvenir-Shops im Monument Valley handgewobene Teppiche und handgefertigte Ohringe aus Silber und Türkis, um nach ihrer Heimkehr einen Beweis für ihren Aufenthalt im Navajoland präsentieren zu können. Als ob man diese nicht auch online kaufen konnte, um damit zu protzen. Keine Originalware, sondern irgendwelche Fakes, die in China produziert wurden, doch diese uninteressierten, unwissenden Menschen konnten ohnehin falsch nicht von echt unterscheiden.

Die drei, mit denen er noch vier oder fünf Stunden verbringen musste, bevor er sie endlich los sein würde, hatten mittlerweile den ersten Platz seiner persönlichen Negativliste erobert. Natürlich hatte er davon gehört, dass Texaner laut und überheblich waren. Nun, er war zwar ein Navajo, was manche Menschen glauben ließ, dass sein Hirn nicht so weit entwickelt war wie ihres, aber wahrlich nicht weltfremd. Doch hatte er noch nie mit einem Texaner den Mount Eolus oder einen der anderen Viertausender der Needle Mountains bestiegen. Er konnte sich auch nicht erinnern, während seiner Touren jemals einem Texaner begegnet zu sein. Was nicht nur daran lag, dass Texas viel flaches Land, aber keine nennenswerten Berge hatte. Der höchste texanische Berg, der nicht einmal zweitausendsiebenhundert Meter hohe Guadalupe Peak, lag unweit der Grenze zu New Mexico. Nein, der für Chayton offensichtliche Grund war der, dass die Texaner eine Riesenklappe hatten, lang und viel herumquatschen konnten – wovon Chayton mittlerweile mehr als nur eine Ahnung hatte –, aber nicht genügend Ausdauer, um zum Beispiel das Bergsteigen zu erlernen. Sie brachten ja nicht einmal das bisschen Kondition mit, um ein paar hundert Meter ohne Gejammer (die Frauen) oder übermäßiger Schweißbildung (die Männer, in diesem Fall Jack) geradeaus zu gehen. Wäre er aus einem anderen Holz geschnitzt, würde er jetzt die Augen verdrehen. Allein der Gedanke an das, was er seit vorgestern mit Mister Texas und seiner Familie erlebt hatte, ließ ihn wünschen, dass er die Vertretung nicht angenommen hätte. Andererseits ...

»Hey, du, dauert es noch lang?«

Chayton musste den Kopf nicht der Stimme zuwenden, um zu wissen, dass das verwöhnte Gör namens Bee ihn meinte. Seitdem er sie und ihre Eltern von dem Helilandeplatz abgeholt hatte, wo sie vorgestern am Vormittag gelandet waren, sprach sie ihn ausschließlich so an – so sie sich überhaupt an ihn wandte und ihn nicht einfach ignorierte. Er hatte nicht vor, ihr zu antworten, das würde ihr Vater ohnehin tun. Wie immer. Innerlich zählte er von drei rückwärts, und ...!

»Darling, übe dich in Geduld. Chayton hat uns doch vorhin am Horseshoe Bend gesagt, dass es nur etwas mehr als zehn Minuten bis zum Antelope Canyon sind.«

Jack, ein selbstverliebter Idiot, der sich am liebsten selbst reden hörte, brachte seiner Tochter Bee überraschenderweise ausgesprochen viel Geduld entgegen. Was vermutlich an ihrem Alter lag, denn weibliche Teenager waren in Chaytons Augen mit entscherten Handgranaten zu vergleichen. Bee war vierzehn, auch wenn Chayton das Mädchen auf den ersten Blick an einige seiner Kommilitoninnen erinnert hatte, die unmittelbar nach dem Wechsel von der Highschool auf die Universität unbedingt hatten auffallen wollen. Die verwöhnte Tochter des Ölmagnaten, der unbestritten mehr Geld als erzieherisches Geschick besaß, war auch heute stark geschminkt, trug Hotpants, die ihren Po gerade noch verdeckten, und bewegte sich mit einem aufreizenden Hüftschwung wie keine einzige Frau, die Chayton kannte.

Aber gut, er lebte auf einer Ranch hoch oben in den Rockies, wo sich Berglöwen und Schwarzbären gute Nacht sagten. Silverton, der nächste Ort, lag mit zweitausendacht-hundertvierzig noch zweihundert Meter höher, sodass es selbst im Sommer nie so heiß wurde, dass der weibliche Teil der Bevölkerung mit bis zum unteren Rand des großen Gesäßmuskels nackten Beinen herumlief. Wovon Chayton einfach nur schockiert war. Wenn er eine Tochter hätte, die so ...

Die Sonne blendete ihn trotz der Sonnenbrille. Ihre Strahlen reflektierten auf dem Lack geparkter Autos. Endlich! Das Ziel war in Sicht, so gut wie erreicht. Er verlangsamte, fuhr von der Straße ab. Der Parkplatz, von dem die Besucher des Antelope Canyons zu Fuß weitergehen mussten, war zwar asphaltiert, doch die Natur ließ sich davon nicht irritieren, und wenn eines im Navajoland sicher war, dann waren es der Wind und der Sand, dem der Navajo-Sandstein seinen Namen verdankte. Aus winzig kleinen roten Gesteinskristallen geformte Staubwolken flogen beiderseits des Jeeps hoch. Obwohl Chayton sowohl Mutter als auch Tochter vorgestern und gestern mehrmals gesagt hatte, dass sie die Fenster besser zulassen sollten, wenn sie den feinen Gesteinssand nicht in Nase und Augen haben wollten, hatten sie sie natürlich geöffnet. Das Gequietsche der Jüngeren und das Gejammer der Älteren ließen nicht auf sich warten.

Chayton war es egal. Nicht wirklich, aber er hatte genug. Es reichte. Er würde keine Rücksicht mehr nehmen. Sie machten es auch nicht.

Er parkte den Wagen unweit der mit Blech gedeckten Holzhütte, in der man die üblichen Souvenirs kaufen, Informationen erhalten und mit viel Glück eventuell noch einen Führer finden konnte. Es gab nämlich Touristen, denen nicht klar war, dass sie im Navajoland nichts ohne Native Guide besichtigen konnten und dass nur eine begrenzte Anzahl für die einzelnen Attraktionen zur Verfügung standen. Es reichte eben nicht, Navajo zu sein, um als Guide arbeiten zu können.

Nachdem Chayton den Motor ausgemacht und den Zündschlüssel abgezogen hatte, griff er unter den Sitz, trank einen Schluck Wasser aus der Thermosflasche und schob sie wieder an ihren Platz. Ohne ein Wort zu sagen oder auf das Hickhack der drei Familienmitglieder zu hören, stieg er aus und ging an der Hütte und an den Menschen vorbei, die anstanden, um Tickets zu kaufen. Er hatte die seiner Kunden in der Hemdtasche. Mehr brauchte er nicht. Mit dem Rücken zum Jeep blieb er stehen, richtete den Blick über die sich endlos erstreckende rote Landschaft in die Ferne, legte den Kopf zurück, sah in den Himmel.

Kurz vor zwölf war der perfekte Zeitpunkt. In wenigen Minuten würde die Sonne in der idealen Position sein, durch die Gesteinsöffnungen im richtigen Winkel einfallen und die sogenannten Beams erzeugen, die den Antelope Canyon in allen Farbschattierungen von Gleißendweiß über Beige und Rosé bis hin zum leuchtenden Orange erstrahlen lassen würde. Chayton hob beide Arme und zog das Haarband zurecht, das seine langen, schwarzen Haare bändigte.

Sobald er die Texaner heute bei dem Hotel abließ, von wo sie und ihr Gepäck von einem Limousinenservice abgeholt wurden, würde er sich eine ausgiebige Dusche in dem kleinen Bed and Breakfast gönnen, in dem er gestern Abend reserviert hatte. Und dann ... musste er sich endlich dem Problem stellen.

Dem Grund, warum er Tokalas Anfrage, ob er für etwa drei Wochen in der Navajo Nation einspringen könnte, da ein Native Guide aufgrund eines komplizierten Beinbruchs ausgerechnet zu Beginn der Hochsaison ausfiel, ohne nachzudenken angenommen hatte. Der Ursache, dass er die beiden gebuchten Bergtouren einem Freund übergeben hatte, der im Gegensatz zu ihm hauptberuflich als Bergführer arbeitete. Dem Anlass dafür, dass er Mato mit Sialea alleingelassen hatte. Geflüchtet war.

»Hey, du, ist es weit zu gehen?«

Chayton unterdrückte ein Stöhnen. Ein teils befreites, da es ihn davon abhielt, die unangenehmen Gedanken weiterzuspinnen, ein genervtes, weil dieses verwöhnte Gör ihn derart respektlos behandelte. Dann spannte er seinen Körper an, drehte den Kopf in ihre Richtung und sah sie stumm an.

»Was?« Sie fauchte ihn an. »Kannst du diese verdammte Sonnenbrille nicht abnehmen?«

Er schüttelte bedächtig den Kopf. »Nein, meine Augen sind lichtempfindlich. Und die Antwort auf deine andere Frage ist, je nachdem. Es ist nicht weit zum eigentlichen Eingang in den Upper Canyon, aber ihr seid ja nicht hergekommen, um dort stehen zu bleiben, sondern um hineinzugehen, oder nicht?«

Das war unbestritten das Längste, was er direkt mit einem der Familienmitglieder gesprochen hatte, seitdem er die Texaner vom Helilandeplatz abgeholt hatte. Wahrscheinlich unterbrach das Mädchen deshalb das Kaugummikauen und starrte ihn mit offenem Mund an. Sie war offensichtlich zu sehr schockiert, um etwas zu erwidern.

Ihre Mutter hingegen, die sich Chayton als Marilyn vorgestellt hatte, von ihrem Mann jedoch ausnahmslos Mary genannt wurde, begann zu jammern. »Ich halte diese Hitze nicht mehr aus.«

Jack ignorierte seine Frau und warf Chayton einen auffordernden Blick zu, den er mit einer Geste unterstrich. Die Antwort erübrigte sich. Sie gingen gemeinsam los.

Je näher sie kamen, umso lauter hörte man die erstaunten, begeisterten Rufe der Besucher, die den Canyon betraten, während sich hinter ihnen Schnaufen und Gemurmel abwechselten. Jack tat, als ob er es nicht bemerken würde, und lief einfach weiter. Offenbar näherte sich seine Geduld dem Limit. Chayton wollte nicht wissen, was geschehen würde, sobald der Texaner seine Grenze an Aushaltbarem erreichte, aber zum Glück hatte er sich noch ziemlich gut im Griff. Wahrscheinlich dachte er daran, dass er bald wieder in seinem klimatisierten Büro sitzen und Frau und Tochter nur noch in der kargen Freizeit ertragen würde müssen. Chayton verbiss sich bei der Vorstellung ein Grinsen.

Sie erreichten den Upper Canyon, der selbst für unспортliche Menschen kein Problem darstellte, da er auf seiner gesamten Länge von etwa vierhundert Metern ebenerdig begehbar war. Chayton kontrollierte kurz über die Schulter, dass er niemanden der vielen Besucher behinderte, bevor er stehen blieb, sich seitlich drehte und mit den Erklärungen für seine kleine VIP-Gruppe begann.

»Der Antelope Canyon ist durch Erosion des Navajo-Sandsteins infolge von Sturzfluten und anderen unterirdischen geologischen Prozessen entstanden. Bei diesem unglaublichen Naturphänomen handelt es sich um sechs unabhängige Abschnitte. Dieser erste, der obere Canyon, wird auch The Crack genannt. Wir nennen ihn in Navajo Tsé bigháníliní. Übersetzt bedeutet das, die Stelle, in der das Wasser durch die Felsen fließt.«

»Das interessiert doch keinen Menschen«, maulte Bee.

Er sprach unbeirrt weiter, war in seinem Element. »Der Navajo-Sandstein hat sich durch äolische Aktivität, die Ablagerung von Sedimenten in der Jurazeit gebildet.«

Die Stimmung des Mädchens kippte in Nullkommanichts von unerträglich zu euphorisch. »Da haben doch die Dinosaurier gelebt, oder, Dad?«

Jack nickte heftig. »Ja, sicher, sonst hätte Steven Spielberg den Film ja nicht Jurassic Park genannt.«

Chayton bohrte seine Finger in seine Oberschenkel, um nicht aufzuschreien. Dieser Mann war, abgesehen von seiner Frau und seiner Tochter, der dümmste Mensch, der ihm je über den Weg gelaufen war. Und so einer war ein millionenschwerer Unternehmer? Glaubte er wirklich, was er da von sich gab? Selbst diejenigen, die Anfang der Neunzigerjahre Kinder waren, hatten spätestens im Vorspann des Films den Hinweis auf den Bestseller-Roman Jurassic Park von Michael Crichton gelesen.

»Meinetwegen könnt ihr über Dinosaurier und Wasser und Steine reden, soviel ihr wollt, mir reicht es.« Mary-Marylin stellte sich breitbeinig vor ihren Mann und verschränkte die Arme vor der Brust. Genau in dem Moment, in dem ein Windstoß von oben in den Canyon fuhr und den allgegenwärtigen Sand aufwirbelte. Sie kreischte auf, schlug sich die Hände vors Gesicht, nahm sie wieder runter, fuchtelte in der Luft herum. »Schluss, Jack. Ich habe in den letzten Tagen genug von diesem abscheulichen Sand und der Hitze und der faden Landschaft abbekommen. Ich will nach Hause!«

Chayton erlebte das, was in der nachfolgenden Stunde passierte, als ob er selbst nicht anwesend wäre. Jack und seine Frau stritten auf dem Weg zurück zum Jeep lautstark. Doch da konnte er zumindest noch Abstand halten, sobald sie jedoch in den Wagen einstiegen, wurde das Gebrüll unerträglich. Die hysterische Texanerin warf ihrem Mann vor, dass er den Aufenthalt in diesem schrecklichen Indianerreservat gegen ihren Willen entschieden hatte. Dass er ein Egoist war, immer nur an sich und nie an sie oder Bee dachte, sich weigerte, sie Marylin zu nennen, obwohl er wusste, wie sehr sie Mary hasste. Dass er ein verdammter Ignorant war, der nicht begriff, dass die Party beim Gouverneur wesentlich wichtiger war als diese unendliche Steinwüste, die ohnehin niemanden interessierte und die auch noch in hundert Jahren da sein würde. Sie beendete ihr Gezeter nicht einmal, als sie beim Hotel ankamen, Chayton den Jeep unmittelbar vor dem Haupteingang anhielt und den Motor abstellte. Doch zumindest stieg sie nun aus und verschwand, selbstredend ohne Chayton auch nur einen Blick zuzuwerfen, im Gebäude. Bee, die die gesamte Fahrt über kein einziges Wort gesprochen hatte, tat genau das Gegenteil. Sie öffnete den Mund und schnauzte ihren Vater an.

»Das hast du jetzt davon, Dad. Sie wird die nächsten Tage unausstehlich sein.«

Als Jack schallend auflachte, während Bee – grußlos wie ihre Mutter – ins Hotel lief, fand Chayton den Mann zum ersten Mal sympathisch. Mitleid hatte er trotzdem keines mit ihm.

»Es tut mir leid, dass du das miterlebt hast, Chayton. Ich kann nur hoffen, dass deine Frau und deine Kinder sich dir gegenüber anders verhalten. Wobei ... Du hast mir gar nicht gesagt, ob du verheiratet bist. Bist du?«

Chayton schüttelte den Kopf. Nicht, um zu verneinen. Vielmehr dachte er nicht im Traum daran, diesem Mann irgendetwas von sich zu erzählen, jetzt wo sie sich endlich trennen würden – hoffentlich auf Nimmerwiedersehen. Eigentlich wollte er die zusammengefalteten Geldscheine, die Jack ihm in die Hand drückte, nicht annehmen. Doch im Bruchteil einer Sekunde wurde ihm klar, dass er sich ein Trinkgeld wirklich verdient hatte. Er dankte dem Texaner mit einem Nicken und schob die Scheine in seine Hosentasche.

Daher bemerkte er erst später, als er sich in seinem Zimmer in dem gemütlichen, kleinen Bed and Breakfast vor

der Dusche auszog und die Taschen leerte, dass der Texaner ihm fünfhundert Dollar gegeben hatte.

»Kannst du dir das vorstellen, Tokala?« Er saß dem älteren Mann, der dem Navajo Nation Council bereits angehörte, als Chayton noch ein kleiner Junge war, in dem mexikanischen Restaurant gegenüber, das die besten Nachos weit und breit servierte. Was in einer Kleinstadt wie Page zugegeben nicht allzu schwierig war, da sich die Konkurrenz in Grenzen hielt, doch gab es keinen einzigen Navajo, der das nicht beurteilen konnte. Immerhin waren zwei der vier Bundesstaaten der Four Corner Region, in der die Navajo Nation lag, Arizona und New Mexico – und die grenzten beide an Mexiko. Hier machte der jahrhundertealte Einfluss der Küche der großen Nation im Süden den typischen Burger-Fastfoodketten erfolgreich Konkurrenz. Chayton tunkte ein Tortilla-Chip in die Guacamole, biss davon ab und schob ein Stück des in Ringe geschnittenen Jalapeño hinterher, bevor er schluckte und weitersprach. »Der Mann muss ein Vermögen ausgegeben haben, um mit seiner Frau und seiner Tochter ein paar Tage Urlaub zu machen, und dann das? Ich an seiner Stelle hätte die beiden zu Fuß nach Hause geschickt, anstatt mit einer Luxuslimousine zum Flughafen gefahren zu werden, von wo sie sicher in der ersten Klasse heimfliegen – oder gar mit einem Privatjet.«

Tokala lächelte nachsichtig. »Ach Chayton, in deinem Alter und mit deinem akademischen Background solltest du inzwischen wissen, dass es das Beste ist, keine Gedanken an jene Touristen zu verschwenden, die zwar ein paar Tage in unserer Heimat verbringen, sich jedoch nicht wirklich für uns und unser Land interessieren. Den einen ist es zu heiß, den anderen zu windig, dann gibt es die, die lediglich herkommen, um Souvenirs zu kaufen, mit denen sie vor ihren Freunden angeben können. Und nicht zuletzt die große Masse derer, die anreisen, um – wie sie es heute nennen – geile Handyfotos zu schießen und auf den sozialen Netzwerken zu veröffentlichen.«

»Sie würden besser daran tun, nicht herzukommen«, erwiderte Chayton knurrend.

»Nein, mein Freund, ganz und gar nicht. Ich spreche da jetzt als Regierungsmitglied. Stell dir vor, wir müssten auf den Umsatz verzichten, den uns genau diese Art von Besuchern einbringen. Viel zu wenige haben ernsthaftes Interesse, uns, unsere Kultur und unser Land kennenzulernen. Das Ausbleiben der anderen, der Oberflächlichen, würde einen großen Teil unserer Leute, die im Navajoland leben, in die Armut stürzen.«

Chayton ließ die Hand sinken, mit der er gerade nach einem weiteren Nacho hatte greifen wollen. »Tut mir leid, Tokala. Ich weiß, dass unser Volk den Touristen seinen Lebensstandard verdankt, nicht zuletzt die Weberinnen und Silberschmiede, aber die drei Tage mit dieser texanischen Familie waren wirklich hart.«

»Wenn du nach Hause fahren willst, dann tu es. Wir werden jemanden finden, der deine geplanten Touren übernehmen kann. Einen jungen Guide, der weder über deine Geduld noch über dein Wissen verfügt, aber ich kann dich verstehen. Es ist wahrhaftig ganz etwas anderes, Berge zu besteigen und die Ruhe der Wälder rund um die Silverlight-Ranch zu genießen, als hier herunter überdrehte Touristen zu betreuen.«

Chayton lachte auf. »Glaubst du wirklich, dass es bei uns zu Hause so ruhig ist, nur weil wir umgeben von Viertausendern hoch oben im San Juan National Forest leben? Sobald der Winter endet, kommt alle paar Wochen irgendwer auf die Ranch und will ein von Mato Whitefeather gezüchtetes Pferd kaufen, was absurd ist, wenn man bedenkt, welch enormes Problem ihr hier im Reservat mit den Wildpferden habt.« Er winkte ab, bevor Tokala etwas einwerfen konnte. Das Thema war heiß, viel diskutiert, die Sichtweisen zu den Maßnahmen, die in Bezug auf die Vermehrung der Pferde zu treffen waren, drifteten weit auseinander. »Wenn wir jetzt darüber reden, sitzen wir noch morgen bei Sonnenaufgang hier. Zurück zu deiner Meinung, dass ich daheim die Ruhe genieße. Tatsache ist, dass die entlegene Position unserer Ranch niemanden abschreckt, schon gar nicht diejenigen, die Mato unglaubliche Beträge anbieten, um ihn als Pferdetrainer zu gewinnen. Nicht zu vergessen, dass Sialea-lea überdurchschnittlich intelligent und wissbegierig, aber auch ein richtiges Navajo-Mädchen ist.«

»Wenn du damit sagen willst, dass sie dem siebenjährigen Chayton ähnlich ist, an den ich mich sehr gut erinnere, würde ich um nichts in der Welt mit euch tauschen wollen.« Tokala griff schmunzelnd nach dem frischen Bier, das der Kellner kurz zuvor vor ihm abgestellt hatte, und trank einen großen Schluck. Dann wischte er sich mit dem Handrücken den Schaum von der Oberlippe und schaute Chayton auffordernd an. »Wo bleibt deine Antwort, mein Junge?«

Chayton schüttelte langsam den Kopf. »Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich mit sieben war. Ich weiß nur, dass ich damals so richtig glücklich war. Mutter hat immer gesungen, während sie gekocht hat. Sie hat nach meiner Hand geschnappt, wenn ich in den Topf greifen wollte, um zu naschen, und mir dann einen Löffel gereicht, mit dem ich kosten durfte. Und Vater ...«

Er konnte nicht weitersprechen. So schön die Erinnerungen an seine Kindheit waren, sobald er sie zuließ, führten sie letztendlich immer zu dem Tag, an dem sein glückliches Leben schlagartig ein Ende gefunden hatte.

»Er wäre so stolz auf dich, Chayton. Das war er damals schon, als du mit dreizehn die Ausbildung zum Junior Native Guide abgeschlossen hast, und ein knappes Jahr später, als du mit einem seiner Pferde das Querfeldeinrennen gewonnen hast. Dein Vater hatte große Pläne für dich.«

»Die sich nie erfüllt haben!« Seine Stimme war so laut, dass Chayton selbst erschrak und zusammenzuckte. Er griff

nach einer Papierserviette und wischte sich damit über die Augen. Verdammt noch einmal!

Tokala übergang seine Tränen. »Niemand konnte damals wissen, dass das Schicksal so grausam zuschlagen würde.« Traurigkeit lag auf seinem Gesicht, als er seinen Arm über den Tisch hinweg ausstreckte und Chaytons Hand mit seiner bedeckte. »Deine Eltern wären sehr stolz auf dich, glaube mir.«

Chayton zuckte mit den Achseln. »Möglich. Ich weiß es nicht.«

»Ganz sicher, mein Junge.« Tokala nickte. »Du bist der erste Navajo in der Geschichte unseres Volks, der zwei Studien an verschiedenen Universitäten außerhalb des Territoriums abgeschlossen hat, und lebst an einem wundervollen Ort, wo du dein erworbenes Wissen anwenden kannst, ohne dich verbiegen zu müssen.«

Chayton seufzte, entzog Tokala seine Hand. »Dort, wo ich die Verantwortung für ein kleines Mädchen habe, das derart unglaubliche Fähigkeiten besitzt, dass ich sie werde gehen lassen müssen, Tokala.«

»Wer sagt, dass du das tun musst?«

»Mato, das weißt du doch. Oder willst du behaupten, dass er dich nicht über unseren Streit informiert hat?«

Der ältere Mann antwortete nicht. Tokala Claw hatte die Blessingway-Zeremonie geleitet, während seine Mutter mit ihm schwanger war, und war nach ihr und Chaytons Vater die dritte Person gewesen, die ihn am Tag seiner Geburt berührt hatte. Sie waren bereits spirituell miteinander verbunden gewesen, bevor er geboren wurde. Chaytons Frage war pure Rhetorik, überflüssig, die Antwort lag auf der Hand. Mato, der Bär, und Tokala, der Fuchs, wachten über ihn, seitdem er seine Eltern verloren hatte. Was zwei Jahrzehnte zurücklag, und dennoch war der Schmerz nie vergangen. Er war immer präsent. Auf eine andere Art zwar, dumpfer und leiser, doch Dolis Tod hatte die Glut wieder entfacht. Sein Herz war mit Traurigkeit erfüllt, und die schreckliche Angst, noch einen Menschen zu verlieren, wuchs von Tag zu Tag.

»Ist das ein Ja, Tokala? Hast du mit ihm gesprochen?«

»Ja, ich habe mit Mato telefoniert und ihn gefragt, ob ihr endlich diese Behördenangelegenheit geregelt habt. Irgendeiner von euch beiden muss offiziell als Vormund von Sialea-lea eingetragen werden.«

Chayton verschluckte sich fast an dem Tortilla-Chip, von dem er gerade abgebissen hatte. Nicht das auch noch! Er hatte diese Sache in den entlegensten Winkel seines Gehirns verbannt, weil sie unwichtig war. Oder eben nicht vorrangig. Sicher nicht für Mato, der ihn hingegen ständig quälte, dass Sialea-lea anderswo aufgrund ihrer außerordentlichen Intelligenz bessere Zukunftschancen hatte.

»Ihr seid beide so unglaublich stur, Chayton. Aber damit sage ich dir ja nichts, was du nicht weißt. Und nein, Mato hat mir weder eine Antwort auf meine Frage nach der Behördensache gegeben noch etwas von einem Streit zwischen euch gesagt. Wobei ihr ja immer diskutiert, das ist eure Normalität und somit für Mato und mich kein interessanter Gesprächsstoff. Das, was du angesprochen hast, jedoch schon. Sprich mit mir, Chayton. Erkläre mir, weshalb du denkst, dass du Sialea-lea gehen lassen musst, und rede dich nicht auf Mato aus.«

Chayton schob mit einer beidhändigen Geste seine Haare, die er nach der Dusche nicht mehr zusammengebunden hatte, hinter die Ohren. Dann senkte er seine Hände und legte sie flach neben dem Teller auf den Tisch, beugte sich ein wenig vor und sprach leiser als zuvor weiter.

»Die Vernunft, Tokala. Es ist die Vernunft, die mir sagt, dass es richtig ist.« Er brach ab, wischte mit einer Geste das Gesagte vom Tisch. »Nein, das stimmt nicht. Es ist die einzige Option. Niemand hat das Recht, ein derartiges Potenzial zu ignorieren. Sialea-lea könnte irgendwann als Wissenschaftlerin eine bahnbrechende Entdeckung machen, eine Impfung entwickeln oder sonst irgendetwas und damit unzählige Menschenleben retten. Was sicher nicht passieren wird, wenn sie auf einer Ranch in der Wildnis der Rocky Mountains mit Pferden und zwei Männern aufwächst, von denen keiner ihr Großvater oder Vater ist. Was wird aus ihr, sobald sie ihren Schulabschluss in Silverton macht, wahrscheinlich mit vierzehn, sicher nicht erst mit achtzehn, da sie ja schon jetzt zwei Klassen übersprungen hat? Meinst du, dass es dann einfacher sein wird, sie gehen zu lassen?«

Chayton griff nach seinem Bier, auf dem der Schaum bereits zusammengesunken war. Anstatt einen Gipfel zu bilden, war da ein kraterähnliches Loch. Er starrte hinein. Der klägliche Bierschaum war das Sinnbild seines Lebens. Es ging nicht aufwärts, sondern abwärts. Da war dieser Strudel, und er stand am Rand und wartete darauf, kopfüber hineinzufallen. Er schüttelte den Kopf. Trank einen Schluck. Sah auf.

»Ich kann das nicht, Tokala. Ich kann nicht noch einen Menschen verlieren, den ich liebe. Du weißt, wie es mir damals nach dem Tod meiner Eltern ging. Hättest du mich nicht gezwungen, in deinen Pick-up zu steigen und Shiprock zu verlassen ...« Er unterbrach sich, schloss kurz die Augen, kämpfte die aufkommenden Erinnerungen nieder. »Ich verdanke dir, dass ich mich nicht mit Alkohol und Drogen zugehörnt habe. Dir und Mato, der mich aufgenommen hat, obwohl ich ihn nicht ausstehen konnte und er absolut keine Lust hatte, seine Ranch und sein Leben mit irgendwem zu teilen. Schon gar nicht mit einem Teenager, dessen Verhalten auf eine bipolare Störung hinwies.«

»Die du nicht hattest, wie wir beide wissen.«

»Was nichts daran ändert, dass Mato ein Heiliger war. Hätte er damals seinem Namen entsprechend wie ein Bär gehandelt, hätte er mich aus dem Haus gebrüllt oder geprügelt.«

Tokala schmunzelte. »Was mit einem Falken nicht funktioniert, Chayton. Du hättest deine Flügel ausgebreitet und wärst davongeflogen.«

»Davongeflogen«, wiederholte Chayton. Eine Welle heißen Schmerzes erfasste ihn. Er suchte Tokalas Blick. »Das hat Doli gemacht, aber sie hat ihr Junges zurückgelassen. Ihren kleinen Bluebird.«

»Sie ist verunglückt, Chayton. Das ist ungerecht, doch wer sind wir, um das Schicksal anzuzweifeln? Doli hat es akzeptiert und dem Bergretter, der von dem Helikopter zu ihr abgeseilt worden war, gesagt, dass sie ruhig und glücklich war, weil sie wusste, dass ihre Tochter bei Mato und dir gut aufgehoben ist, und hat im Krankenhaus dieselben Worte unmittelbar vor ihrem letzten Atemzug dir gegenüber wiederholt.«

»Nein, ihre Worte waren, dass sie wusste, dass wir für ihren kleinen Bluebird stets die richtigen Entscheidungen treffen würden.«

»Du willst sie also gehen lassen?«

»Von Wollen kann nicht die Rede sein, Tokala!« Chayton umklammerte sein Bierglas mit beiden Händen. Starrte auf die Fingerknöchel, die nun nahezu weiß waren, leuchtende Flecken auf seiner von der Sonne in den vergangenen Tagen noch dunkler gewordenen Haut bildeten. Er hob den Blick. »Doch ich stehe zu meinem Wort, werde tun, was ich Doli versprochen habe. Sobald ich wieder daheim bin, werde ich die Recherche fortführen, die sie schon lange vor Sialea-leas Einschulung begonnen hatte.« Er runzelte die Stirn, überlegte, korrigierte sich. »Nein, nicht sofort, erst nach dem Wochenende, denn das werde ich mit dem brummigen Bären und dem kleinen Bluebird verbringen, das bin ich ihnen schuldig. Aber zuerst werde ich noch versuchen, ein paar Touristen die Schönheit unseres Landes näherzubringen.«

Tokala sah ihn zweifelnd an. »Bist du sicher?«

»Natürlich. Ich gehöre noch ein paar Tage dir und der Navajo Nation, bevor ich nach Hause fahre.«

Chayton hob sein Glas und Tokala stieß mit seinem dagegen. »Du siehst deinem Vater nicht nur ähnlich, du bist ein ebenso großartiger Mann geworden, wie er war.«

Tokalas Worte gingen ihm immer noch durch den Kopf, als er die Tür zu seinem Gästezimmer öffnete. Er schloss hinter sich ab, betrat das kleine Badezimmer, machte das Licht neben dem Spiegel an. Nahm die perfekt geschwungenen Augenbrauen über den dunklen Augen wahr, die Pupillen, die mit den Iriden eine Einheit zu bilden schienen. Die gerade, stolze Nase. Die Wangenknochen, über denen die Haut rötlichbraun spannte, weil er die Sonne hier herunter unterschätzt hatte. Daheim, oben in den Rockies, verwendete er immer Sonnencreme, selbst in der kühleren Jahreszeit und nicht nur, bevor er in eine Wand eines Viertausenders einstieg. Doli würde jetzt schmunzelnd den Kopf schütteln und ihn damit aufziehen, dass er zwar viel von Biologie, Alpinismus und Pferden verstand, jedoch ein Dummkopf war, wenn es um grundlegende Dinge wie einen Sonnenbrand ging. Chayton atmete tief durch. Er zog die Unterlippe zwischen die leuchtend weißen Zähne, streckte die Hand nach dem wasserfesten Beutel aus, öffnete den Reißverschluss und nahm die Tube mit dem Aloe-Vera-Gel heraus. Er tupfte etwas davon auf die geröteten Stellen, drehte das Licht ab, trat immer noch komplett bekleidet in das Zimmer, das nur vom Schein der Straßenlaternen erhellt wurde. Und dann tat er das, was für ihn der schönste Moment des Tages war. Er zog sein Handy aus der Tasche, setzte sich mit einem untergeschlagenen Bein auf den Bettrand und öffnete die App.

*Es ist spät und du schläfst sicher schon, mein kleiner Bluebird. Sei mir nicht böse, es ging nicht früher.*

Bin ich nicht, großer Falke.

Du bist noch munter?

Ich musste etwas zu Ende lesen.

Um diese Uhrzeit?

Es war unumgänglich.

*Einfache Wörter, Vögelchen!*

Warum?

*Damit ich zumindest das Gefühl habe, dass du sieben bist.*

Das bin ich ja auch, wenn ich kompliziertere Wörter verwende.

Chayton lachte auf. Nicht fröhlich, sondern resigniert. Sie war ihm jetzt schon oft überlegen. Ihr Gehirn war das einer erwachsenen Frau im Körper eines siebenjährigen Mädchens. Einer bildhübschen kleinen Navajo, die er beschützen und festhalten wollte. Nicht ... Er senkte den Zeigefinger auf die virtuelle Tastatur.

*Kannst du zumindest hin und wieder versuchen, dein Gehirn abzuschalten?*

\*LOL\*

*Du sollst nicht lachen.*

Was denn sonst?

*Zieh die Decke bis zum Kinn hoch und leg deine Flügel ganz eng an deinen Körper, kleiner Bluebird. Dann schließ die Augen und schlaf.*

Ich würde lieber unter deine Flügel kriechen, großer Falke.

Chayton wischte die Träne aus seinem rechten Augenwinkel, dann die aus dem linken.

*Bald, Sialea-lea. Nur noch wenige Tage, dann bin ich wieder bei dir.*

Versprochen?

*Großes Navajo-Ehrenwort. Und jetzt schlaf, meine Kleine, der große Bluebird wartet in der Traumwelt auf dich.*

Chayton glaubte fest daran, dass Doli über ihre Tochter wachte und ihr im Traum erschien.

Er hingegen verbrachte wie immer, seitdem Doli nicht mehr in seinem Leben war, eine viel zu kurze Nacht und hatte Mühe, am Morgen die Motivation zu finden, den nächsten Besuchern der Navajo Nation zumindest die Andeutung eines Lächelns zu schenken.

## KAPITEL 3

Liz hatte am Vorabend noch einige Minuten lang auf dem Fußschemel neben seinem Ohrenstuhl gesessen und das langsame Heben und Senken seines Brustkorbs unter der altmodischen Brokatjacke beobachtet. Sie hatte es jedoch nicht übers Herz gebracht, Grandpa zu wecken, bevor sie Winslow Mansion verlassen hatte, um in ihre Wohnung in die Stadt zu fahren. Mit einem plötzlich aufgekommenen Anflug von Traurigkeit, von dem sie nicht hätte sagen können, ob dieser mehr mit der bevorstehenden Veränderung in ihrem Leben oder mit dem schlafenden Mann zu tun hatte. Wahrscheinlich von beidem ein wenig. In dem Moment war ihr nämlich mit unerwarteter Heftigkeit klar geworden, dass er nicht ewig an ihrer Seite sein würde.

Doch jetzt war von seiner Fragilität und von seinem Alter nichts zu bemerken. Er hatte sie über den Tennisplatz gejagt, sie mit seiner gefürchteten Rückhand nicht nur einmal in die Enge getrieben, in einer knappen Stunde sieben Asse geschlagen und ihr damit bewiesen, dass er immer noch der stärkere Spieler war. Nicht zu vergessen seine Topspins, die der neue Trainer, mit dem er bei jedem Wetter zweimal pro Woche spielte, bis zum Umfallen mit ihm übte. Ihr alter Großvater hatte Liz nach dem Aufwärmen keine Chance gelassen und alle drei Sätze für sich entschieden.

»Dir ist schon klar, dass ich nicht mehr mit dir spielen werde, Grandpa?«

Edward Winslow blieb auf dem Uferweg neben dem kleinen Teich stehen, der zum Park von Winslow Mansion gehörte, und lachte sie an. »Und warum? Es ist doch gar nicht deine Art, dich feige zurückzuziehen. Eher würde ich von dir erwarten, dass du mich von nun an wieder regelmäßig herausfordern wirst, jetzt, wo du dich nicht mehr sechs Tage pro Woche in deinem Büro verkriechen und um Dinge kümmern wirst, für die andere bezahlt werden.«

Liz strich vorsichtig über die prächtige Blüte der dunkelgelben Heckenrose neben sich, bevor sie antwortete. »Gut, dass du das ansprichst. Wir müssen reden.«

»Natürlich müssen wir das, aber ich mag den Tonfall nicht, mit dem du das sagst. Was ist los, Peewee? Und sag mir jetzt bitte nicht, dass du so weitermachen willst wie bisher.«

»Und wenn?« Die trotzig Frage rutschte ihr einfach so heraus.

Grandpa verlagerte das Tennisracket von seiner rechten in die linke Hand und legte die nun freie auf ihre Schulter. Er suchte ihren Blick, hielt ihn fest.

»Das kann ich nicht zulassen, mein Kind. Je mehr ich mich aus dem aktiven Geschäft zurückgezogen habe, desto intensiver hast du dich in den letzten Jahren in die Holding eingebracht, anstatt dich ausschließlich um das Förderprogramm zu kümmern. Jetzt ist es genug. Du musst endlich in deine vorbestimmte Rolle hineinwachsen, Liz. Unsere Mitarbeiter, und damit meine ich alle, vom Reinigungspersonal, das seine Arbeit nachts verrichtet, und den Staplerfahrern im Lager, bis hin zu den Top-Managern, müssen Respekt vor dir, der zukünftigen Eigentümerin, haben. Du tust dir selbst nichts Gutes, wenn du nicht Distanz zu ihnen schaffst. Aber das habe ich dir ja schon gestern erklärt.«

Liz ließ resigniert die Schultern sinken. Sie kannte Grandpa gut genug, um zu wissen, dass er noch so sanft und freundlich mit ihr reden konnte, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, würde es genau so geschehen. Daher nickte sie mit einem Seufzen und wechselte das Thema.

»Erzähl mir mehr von diesem Mädchen, Grandpa.«

Edward nahm seinen Arm von ihrer Schulter, deutete in Richtung der Villa, deren weiße Fassade man nur hie und da zwischen den hohen Kastanienbäumen durchblitzen sah, und ging langsam weiter.

»Um ehrlich zu sein, Liz, ist das, was ich dir gestern gesagt habe, mehr oder minder alles, was ich weiß. Mato macht dem Ruf seines Volkes alle Ehre. Er ist ein wortkarger Mann, außer wenn er mit Touristen im Territorium seines Volkes, der Navajo Nation, unterwegs ist, beziehungsweise war. Er war derjenige, in dessen Begleitung ich vor vielen Jahren die Four Corners Region kennengelernt habe. Nicht nur die bekannten Naturdenkmäler wie den Horseshoe Bend, den Antelope Canyon und das unglaubliche Monument Valley, das sogar Menschen in den entlegensten Winkeln unserer Erde kennen. Obwohl sie meist nur den einen oder anderen Western mit John Wayne gesehen haben, der dort gedreht wurde. Aber zurück zu Mato, der mir auch die unbekanntesten Seiten des Navajolands, des größten Indianer-Reservats unseres Landes, gezeigt hat. Die karge, von rotem Sandstein, Wind und Sonne

dominierte Landschaft, die sich unendlich zwischen Arizona, Utah und New Mexico bis an die Grenze von Colorado erstreckt. Solange wir damals zu Pferd unterwegs waren, hat er ausnahmslos jede meiner Fragen zu Land, Leuten und Bräuchen beantwortet, doch sobald wir abends die Unterkunft erreicht haben, hat er sich in sich selbst zurückgezogen. Auch wenn wir nebeneinander oder einander gegenüber saßen, war es, als ob er in einer anderen Dimension gewesen wäre. Zwar körperlich anwesend, doch mit seinem Geist an einem weit entfernten Ort.«

»Das klingt nach einem Mann, der mir gefallen könnte.«

Ihr Großvater lachte auf.

»Hast du das jetzt nur eingeworfen, um sicherzugehen, dass ich dich nicht frage, ob du jemand Speziellen kennengelernt hast, den du mir früher oder später vorstellen wirst?«

»Ach Grandpa, du weißt doch, dass du der Erste wärst, den ich darüber informieren würde. Aber ich kann mit nahezu absoluter Sicherheit sagen, dass dies nie der Fall sein wird. Der Mann, der mit mir über eine Zeitspanne von mehr als zehn Minuten zurechtkommen könnte, muss erst geboren werden.«

Edward Winslow warf seiner Enkelin einen undeutbaren Seitenblick zu, bevor er zum Teich schaute. Dieser Teil des länglichen Gewässers erinnerte Liz immer an Monets berühmte Seerosenbilder, insbesondere in dieser Jahreszeit. Der Frühling hatte seinen Höhepunkt bereits überschritten. Überall wuchsen nach der langen Winterpause, zwischen den die Wasserfläche wie einen Teppich bedeckenden dunkelgrünen Blättern, die beeindruckenden weißrosa Blüten mit den dunkelgelben Staubblättern hervor.

»Liz, ich liebe dich mehr, als ich je einen anderen Menschen geliebt habe, und ich mag jede deiner Facetten. Ich liebe deine unglaubliche Intelligenz und dein umfangreiches Wissen, aber manchmal wünsche ich mir, dass du zumindest ein wenig so wärst wie andere Frauen in deinem Alter.«

»Du meinst so oberflächlich, nur auf mein Aussehen und meine Kleidung bedacht und hinter deinem Geld her?«

Sie wusste genau, was er meinte, doch dass sie ihm mit diesem Satz ein Schmunzeln abringen konnte, verzögerte seine Reaktion um zwei Sekunden. Eher nur eine, wurde ihr klar, als er prompt mit einer Gegenfrage antwortete.

»Gibt es wirklich keinen Einzigen, mit dem du dir vorstellen kannst, eine Familie zu gründen?«

Liz blieb ruckartig stehen. »Du sehnst dich nach Urenkeln?« Ihre Frage konnte ebenso eine Feststellung sein, allerdings setzte sie stimmlich bewusst das Fragezeichen am Satzende ein. Denn ja, für sie war es eine. Bis heute hatte nie auch nur das geringste Anzeichen im Verhalten von Edward Winslow darauf hingedeutet, dass er sich nach Nachkommen sehnte. Sie war eher immer davon ausgegangen, dass er sich längst damit abgefunden hatte, dass die Blutlinie der Bostoner Winslows mit ihm zu Ende ging, was eine unumstößliche Tatsache war. Sie war keine echte Winslow.

»Wundert dich das?« Sein intensiver Blick traf sie. »Ich habe jeden einzelnen Tag genossen, seitdem du damals nach Winslow Mansion gekommen bist, Liz, das weißt du. Ich war überglücklich, als du mir nach nicht einmal einer halben Stunde in der Bibliothek gesagt hast, dass du liebend gern für immer hierbleiben würdest. Nun, obwohl es der Lauf der Dinge ist, dass junge Erwachsene ihre Familie verlassen und in eine eigene Wohnung ziehen, habe ich mich seit deinem Auszug bis heute nicht ans Alleinsein gewöhnt. Vielleicht hätte ich vor zwanzig Jahren noch ein zweites Kind aufnehmen sollen. Möglicherweise auch ein drittes, denn an Geld hat es mir in meinem Leben ja nie gemangelt – und an Liebe auch nicht. Aber jetzt ist es zu spät dafür. In meinem Alter denkt man darüber nach, ob man wirklich für den Rest der Ewigkeit in einem Sarg eingesperrt sein will oder testamentarisch festlegen will, dass die Asche dem Wind übergeben wird.«

Liz unterdrückte ein Schluchzen. Sie ließ ihr Racket in den Rasen neben dem Weg fallen und schlang ihre Arme um Großvaters Nacken, näherte ihre Lippen seinem Ohr.

»Ich habe bis heute noch nie darüber nachgedacht, ob ich vielleicht irgendwann selbst Kinder in die Welt setzen will, Grandpa. Doch ich mag alle, mit denen ich innerhalb des Förderprogramms zu tun habe. Und da du ja wiederholt klargestellt hast, dass ich deine Nachfolgerin sein werde, wird es mir sicher nicht an Geld mangeln, um genügend Zeit für ein Kind aufzubringen. Denn falls ich eines haben sollte, werde ich nicht zulassen, dass es die wachen Stunden mit irgendwelchen Kindermädchen verbringt. Ich würde es genau so machen, wie du es gemacht hast.« Sie lockerte ihren Griff ein wenig, trat so weit zurück, dass sie ihn immer noch im Nacken berührte, sie einander jedoch in die Augen sahen. »Was hältst du davon, wenn wir uns zu meinem Geburtstag wieder darüber unterhalten?«

»Ich verstehe deine Frage nicht, Liz. Was hat dein Geburtstag mit Kindern zu tun?«

»Ganz einfach. Heuer werde ich dreißig, was bedeutet, dass sich meine Fruchtbarkeit ab diesem Zeitpunkt rapide verringern wird. Doch bin ich zum Glück eine Frau und brauche keinen Mann, um ein Kind zu bekommen. Außerdem stehe ich einer künstlichen Befruchtung ausgesprochen positiv gegenüber, kann den Samenspender aufgrund genetischer Merkmale wählen.« Mit einer Geste unterstrich sie die Logik ihrer Aussage.

Grandpa sah sie fassungslos an. »Und welche wären das? Blonde Haare, um deine rotbraunen zu kontrastieren?«

Grüne Augen, weil diese seltener als alle anderen sind?» Er hob die Hand, streckte den Zeigefinger hoch, malte ein Ausrufungszeichen in die Luft. »Halt, nein, für dich ist natürlich der IQ das Wichtigste, habe ich recht?«

Liz senkte beschämt den Blick. Ja, sie hatte zuallererst daran gedacht. Aber war es wirklich das, was sie wollte? Sehnte sie sich nicht eher nach einem Menschen, der für die Umwelt, die Mitmenschen, normal war? Durchschnittlich?

»Ich kann deine Gedanken hören, Liz. Jetzt überlegst du, wie erfrischend ein Kind mit einem durchschnittlichen Intelligenzquotienten wäre und wie sehr ein solches dein Leben verändern würde.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich kenne dich in vielen Aspekten besser als du selbst, Liz. Aber das ist es nicht, was ich sagen wollte. Es war etwas anderes. Auch wenn Wissenschaftler Frauen eine Schwangerschaft vor dem Erreichen des dreißigsten Lebensjahres anraten, wirst du dennoch in fünf Jahren immer noch im richtigen Alter sein, um Mutter zu werden. Und wer weiß, vielleicht wird bis dahin dein Traummann geboren.«

Liz verzog den Mund zu einem etwas missglückten Lächeln. »Ach Grandpa, selbst wenn, wäre er dreißig Jahre zu jung für mich.«

»Sollte der Fall eintreten, werden wir uns an einen dieser Alterungsforscher wenden. Da diese Genies das Altern verlangsamen können, sollte es umso einfacher sein, jemanden schneller altern zu lassen, meinst du nicht?« Er zwinkerte ihr zu und wandte sich ab.

In Gedanken versunken folgte sie ihm und merkte erst, dass sie die Villa erreicht hatten, als Grandpa die Schiebetür aufschob, die von der ebenerdigen Gartenterrasse nach drinnen führte.

»Lass uns beim Abendessen weiterreden, Peewee. Über die nahe Zukunft, meine ich. Alles andere hat Zeit.«

Er entfernte sich, durchquerte mit raschen Schritten vor ihr die Halle, ging zur Treppe. »Zeit, von der ich nur noch wenig zur Verfügung habe«, meinte Liz ihn leise murmeln zu hören. Ein Anflug von Traurigkeit begleitete sie auf dem Weg hinauf in ihr Zimmer.

Doch als sie nach der Dusche das Esszimmer betrat, kam ihr Consuelo mit einem schlanken Flötenglas entgegen. Die Haushälterin, die das Personal auf Winslow Mansion seit über drei Jahrzehnten fest im Griff hatte, ließ es sich nie nehmen, das Abendessen persönlich zu servieren, wenn Liz im Haus war.

»Die Bowle habe ich mit einem Teil der Walderdbeeren am rückwärtigen Ende des Parks angesetzt, die anderen habe ich für das Dessert verwendet.« Die Mexikanerin, die in ihren Zwanzigern nach Boston gekommen war, zwinkerte ihr zu.

»Sag nicht, du hast meine Lieblingscreme gemacht!«

»Natürlich, Liz, ich weiß doch, wie sehr du sie magst. Und da du jetzt einige Zeit nicht hier sein wirst ...«

»Wolltest du nicht die Vorspeise holen, Consuelo?« Grandpa klang forsch, der heitere Unterton war jedoch unüberhörbar.

»Alter Brummbär.« Consuelo verschwand lachend.

Liz hob das Glas, sah zu ihrem Großvater und deutete einen Toast an. »Was meint sie damit? Ich fliege nach Colorado, dein Bekannter bringt mich zu dem Mädchen und ich lerne sie kennen. Am zweiten Tag lege ich ihr die Tests vor, die aufgrund meiner ersten Erkenntnisse für sie infrage kommen, sie fordern, aber nicht überfordern. Noch während sie arbeitet, beginne ich mit der Auswertung, und wenn sie so ausfällt, wie die wenigen Informationen, die wir kennen, vermuten lassen, unterbreite ich mein Angebot für die Aufnahme in das Förderprogramm unserer Privatschule. Ob die entscheidungsbefugten Personen sofort zusagen oder aber ein paar Tage Bedenkzeit wollen, ist für mich nicht von Bedeutung. Das ist es auch hier in Boston nie, wie du weißt. Manche Menschen entscheiden augenblicklich, andere brauchen ein wenig länger. Was bedeutet, dass ich am dritten Tag nach meiner Abreise, spätestens am vierten – denn kleine unvorhersehbare Verzögerungen muss man einplanen –, wieder zurück sein werde.«

Edward Winslow hatte ein Pokerface. Das behaupteten seine Freunde, mit denen er sich seit Jahrzehnten regelmäßig zum Pokern traf. Liz war anderer Meinung. Sie sah ihm seine Emotionen stets an. Jetzt schaute er an ihr vorbei und wirkte richtiggehend erleichtert, als Consuelo mit der Vorspeise den Raum betrat.

»Setzt euch bitte, bevor das Kräuter-Soufflé abkühlt. Es hat genau die richtige Temperatur.«

Hatte es. Und es schmeckte fantastisch. So wie das Kalbsfilet im Blätterteigmantel und die frischen, im Ofen geschmorten Karotten aus dem Gemüsegarten des Anwesens. Weshalb sie das Essen auch stumm genossen, so wie sie es beide liebten. Man sollte während der Mahlzeiten die Geschmacksknospen und den Geruchssinn reden lassen, nicht die Stimme, hatte Edward Winslow ihr schon beim allerersten gemeinsamen Essen beigebracht, als sie gerade erst vier Jahre alt war. Und bis heute empfahl er dies auch den wenigen Gästen, die er einlud. Dass die engsten Freunde sich nicht daran hielten, lag an Consuelos Kochkünsten, die sie kommentieren und loben mussten,

behaupteten diese.

»Ich werde auf das Dessert verzichten.« Liz schaute zu Consuelo auf, die nach ihrem nun auch den Teller ihres Großvaters abservierte.

»Das macht nichts, Liebes, irgendjemand vom Personal wird sich erbarmen.«

Sie lachten alle drei zugleich auf.

»Es würde mir fehlen, wenn du das einmal nicht sagen würdest, Liz.« Consuelo zwinkerte ihr zu – und kehrte kurz darauf mit zwei Dessertschalen zurück.

»Chantillycreme mit Bourbon-Vanille und Walderdbeeren. Darf ich euch sonst noch etwas bringen?«

»Nein, danke, ich bin restlos glücklich, Consuelo.«

»Es war fantastisch wie immer, und ich schließe mich Liz an. Wir nehmen das Dessert in die Bibliothek mit.«

»Aber nicht meinetwegen, Mister Winslow. Ich kann warten.«

»Hör auf, mich so anzusprechen, wenn wir unter uns sind, und widersprich mir nicht.«

Auch das war ein Satz, den Grandpa immer sagte, so wie Consuelo diesen stumm mit einem Kopfschütteln kommentierte – und bereits den Tisch zum Großteil abgeräumt hatte, bevor sie beide das Esszimmer verlassen hatten.

Grandpa stellte die Dessertschale auf das kleine Tischchen zwischen den Ohrensesseln vor dem Kamin und nahm auf seinem Platz.

»Es wird nicht so ablaufen, wie du dir das vorstellst, Liz.«

Sie musste nicht fragen, wovon er sprach. »Und warum nicht?«

»Ich habe dir gestern gesagt, dass das Mädchen in den Rocky Mountains in Colorado lebt.«

»Hast du.«

»Genauer gesagt wohnt sie bei Mato auf dessen Ranch. Er hat nämlich das Territorium der Navajo Nation, seine Heimat, nur wenige Monate nachdem ich dort war, verlassen. Das war vor etwa dreißig Jahren. Er hatte mir damals erzählt, dass er zwar sein Land liebte, jedoch nicht gut mit dem stetig zunehmenden Tourismus zurechtkam. Dass er bereits sehr jung zum Native Teen Guide ausgebildet worden war und als Native Guide seinen Lebensunterhalt verdiente, machte die Sache nicht einfacher. Am Ende meines Aufenthalts hat er mir gesagt, dass er der Besitzer der Pferde war, mit denen wir seit Tagen unterwegs waren, dass zwei seiner Stuten kurz vor dem Fohlen standen und er seit Jahren jeden Cent beiseitelegte, um die Pferdezucht zu seinem Hauptberuf zu machen. Beim Abschied hat er mir versprochen, sich zu melden, sobald er seinen Lebensraum umsetzen würde, und ich habe ihm meine Visitenkarte gegeben. Zwar hatte ich damals bereits ein Handy, wie du dir denken kannst, er hingegen war nur über das Büro der Native Guides erreichbar. Aus diesem Grund habe ich erst etwa zwei Jahre später von ihm gehört. Er hatte das Reservat verlassen und eine alte Ranch im San Juan National Forest in den Rocky Mountains gekauft, sein gesamtes Ersparnis in das Haus und das umliegende Land investiert, erzählte er mir. Zu der Zeit lebte er in einem einzigen Raum, den er notdürftig renoviert hatte, da der Stall und seine Pferde den Vorrang hatten. Woraufhin ich ihm spontan ein zinsloses Darlehen angeboten habe, das er ausschlug. Wobei ... Er hat kein Wort gesagt, sondern einfach das Telefonat unterbrochen und ich habe nichts mehr von ihm gehört.«

»Stolz und wortkarg.« Liz wiederholte die Worte, mit denen ihr Großvater am Vortag die Navajo beschrieben hatte.

»Du hast also seit damals bis zu dem Anruf vor wenigen Tagen nichts mehr von ihm gehört?«

»Genau so ist es.« Grandpa nickte. »Und ich bin mir sicher, dass er sich nicht bei mir gemeldet hätte, wenn es dieses hochbegabte kleine Mädchen nicht gäbe.«

»Das bei ihm lebt, aber weder seine Tochter noch seine Enkelin ist.«

»Richtig. Wie gesagt, Mato spricht nicht viel. Über sich sehr wenig. Doch als er mich anrief, hat er mehr Persönliches erzählt als während der ganzen Woche, die wir damals im Navajoland gemeinsam verbracht haben.« Grandpa verstummte, schien sich in seinen Erinnerungen zu verlieren.

Liz war ungeduldig. »Und? Was hat er noch gesagt?«

Grandpa blinzelte, suchte ihren Blick. »Er züchtet Pferde, lebt davon. Ich vermute, dass er ziemlich erfolgreich ist, weil er seinen Traum verwirklicht hat. Geheiratet hat er, denke ich, nie, jedoch vor etwa zwei Jahrzehnten einen Jungen aufgenommen, der seine Eltern verloren hatte, und vor sieben Jahren die Mutter des Mädchens, die der Grund für seinen Anruf war. Sie war damals hochschwanger. Mato ist für die Kleine also so etwas wie ein Großvater.«

Eine Welle von Sympathie überflutete Liz. »So wie du für mich.«

»Ja, irgendwie, nur habe ich dich damals offiziell als meine Enkelin angenommen und dir meinen Namen gegeben. Mato hat keine Dokumente, gar nichts. Ich kenne die Gesetze in Colorado nicht, die Vormundschaften in einem

derartigen Fall regeln, beantragt hat er sie nicht.«

»Aber warum denn nicht? Hast du nicht gestern gesagt, dass die Mutter im Vorjahr verunglückt ist? Das ist mindestens sechs Monate her, vermutlich länger.«

»Ich kenne keine Details, Liz, weiß nicht, was genau passiert ist, nur, dass sie tödlich verunglückt ist. Doch um deine Frage zu beantworten, weshalb Mato nichts unternimmt. Der Junge, den er damals bei sich aufgenommen hat und der mittlerweile natürlich längst erwachsen ist, lebt immer noch bei ihm und liebt das Mädchen ebenso sehr wie er, hat er gesagt.«

»Dann ist also er der Vormund?«

Grandpa verneinte mit einem Kopfschütteln. »Nein, ist er nicht. Diese beiden Männer sind für die Kleine so etwas wie Großvater und Vater, aber keiner von ihnen ist mit ihr verwandt oder gesetzlich berechtigt, für sie Entscheidungen zu treffen.«

Liz sprang auf und warf die Arme in die Luft. »Das kann doch nicht sein! Da ist eine Siebenjährige, die ihre Mutter verloren hat, und kein Mensch fühlt sich für sie verantwortlich?«

»Nein, im Gegenteil. Sie fühlen sich beide für sie verantwortlich und wollen das Beste für sie. Was bedeutet, dass die unglaublichen Fähigkeiten der Kleinen, ihre Höchstbegabung, gefördert werden sollten. Was ihnen absolut bewusst ist, hat Mato mehrmals wiederholt. Nur ist er bereit, jede Chance für das Mädchen auszuloten und die beste auszuwählen, auch wenn die Kleine, um diese wahrzunehmen, nicht mehr bei ihm leben wird. Der andere Mann hingegen, nennen wir ihn der Einfachheit halber seinen Ziehsohn, ist dagegen.«

»Er will die Kleine nicht hergeben.« Ein eiskalter Schauer erfasste ihren Körper, sie fröstelte. Ihr Großvater wollte, dass sie sich für ein Kind zwischen zwei Männer stellte, von denen einer ein alter, wortkarger Navajo war, während der andere ... Sie umschlang ihren Oberkörper mit den Armen, um die Kälte zu bekämpfen.

»Was weißt du von dem Jüngeren? Wie alt ist er? Wie ist sein Name? In welcher Beziehung stand er zu der Mutter des Mädchens?«

Grandpa hob die Hände zu einer hilflosen Geste. »Ich weiß rein gar nichts, Liz. Um das in Erfahrung zu bringen, musst du nach Colorado fliegen.«

## KAPITEL 4

Es gab nichts, was Mato Whitefeather aus der Ruhe brachte. Gar nichts.

Ob er mit dieser inneren Ruhe geboren, sie ihm anezogen wurde oder er sie sich angeeignet hatte, konnte er nicht sagen. Vermutlich war sie in seinen Genen verankert, er war nämlich schon als Kind so gewesen. Das wusste er mit absoluter Sicherheit, denn er war erst acht, als ihm klar wurde, dass es viele Jahre dauern würde, bevor er seinen Traum umsetzen und das würde tun können, was er wollte. Nie hatte er etwas anderes tun wollen, als Pferde zu züchten. Nicht irgendwelche, sondern die uralte Rasse der Navajo-Pferde, von denen unzählige auf dem immensen Gebiet des größten Indianerreservats der Vereinigten Staaten lebten. Feral Horses, Wildpferde, nannten sie sie. Denn genau das waren sie. Wild und unabhängig. Frei. Was Mato von klein auf auch gern gewesen wäre. Frei von Zwängen, die ihm auferlegten, etwas zu tun, obwohl er nicht wollte. Doch er war kein Pferd, sondern ein Mensch.

Mato war nach den jahrhundertealten Bräuchen seines Volkes erzogen worden. Niemals hatte er den geforderten Respekt für die Älteren infrage gestellt. Hatte weder seinem Vater noch seiner Mutter jemals widersprochen, ungeachtet der Tatsache, dass sie immer wieder Dinge von ihm verlangten, die er widersinnig fand.

Er hatte die von seinem Vater angeordnete Ausbildung zum Native Teen Guide der Navajo Nation ohne Murren absolviert. Wofür er mit seinem ersten eigenen Pferd belohnt worden war. Damals war er dreizehn. Nicht, dass er keines der wilden Pferde, die in Familienverbänden ähnelnden Herden lebten, hätte zähmen können. Dachte er, der von sich überzeugte Junge, dem zu der Zeit jedoch die Fähigkeit dafür fehlte. Das begriff er allerdings erst viele Jahre später, nachdem er sich diese mit Ausdauer und nach unzähligen Rückschlägen aneignete. Woraufhin er endlich den großen Schritt gewagt und seine Zukunft selbst in die Hand genommen hatte.

Mittlerweile lag diese entscheidende Veränderung im wahrsten Sinne des Wortes ein halbes Leben zurück. Wenige Wochen nach seinem zweiunddreißigsten Geburtstag hatte er sein Elternhaus im Navajoland verlassen und war in den Norden gezogen. Dorthin, wo die Berge keine aus kaum bewachsenem flachem Land aufragenden Felsen aus rotem Sandstein waren, sondern wo dichte Wälder sich mit reißenden Gebirgsflüssen und Seen mit grünblau leuchtendem Wasser abwechselten. Er hatte sich verliebt. In die würzige Luft, die hohen Ponderosa-Kiefern und Douglasien und die weißbrindigen Espen ebenso wie in die strauchartigen Canyon-Eichen und die schroffen Felswände der Needle Mountains. Diese wahrhaftig oberhalb der Baumgrenze felsigen Nadeln ähnelnden

Viertausender, die seit ihrer Entstehung in der Erdfrühzeit Schnee und Eis, Hitze und Wind erfolgreich trotzten. Letzterem verdankte der höchste von allen Gipfeln seinen Namen, der Mount Eolus, an dessen Westflanke Mato seinen Herzensort gefunden hatte.

Heute, mit vierundsechzig, hatte Mato Whitefeather keinen Zweifel daran, ein glücklicher Mann zu sein. Das war ebenso in Stein gemeißelt wie seine hervorstechendste Charaktereigenschaft. Ihn konnte nichts aus der Ruhe bringen.

Nichts und niemand – bis auf Ruthie Clark, die stellvertretende Schulleiterin der Silverton School.

Sie brachte ihn auf die Palme. Im übertragenen Sinne, denn zum einen wuchsen auf dreitausend Metern über dem Meeresspiegel in den südlichen Rockies natürlich keine Palmen, und zum anderen bedeutete sein Name in der Sprache seines Volkes zwar Bär, doch im Gegensatz zu seinen pelzigen hier lebenden Namensvettern, den Schwarzbären, kletterte er nicht auf Bäume. Auch nicht auf Berge, wie Chayton, mit dem er nicht nur ein Huhn zu rupfen hatte, sobald dieser Feigling sich wieder nach Hause bequemte. Nein, nicht nur eines, jedes gefiederte Lebewesen im Hühnerstall würde er rupfen – die beiden Hähne inklusive.

Er hatte vom breiten Flur des historischen Schulgebäudes in das Klassenzimmer geschaut, in dem sich Sialea-lea aufhielt. Ob sein kleiner Bluebird ihn gesehen hatte, wusste er nicht, doch Ruthie Clark sehr wohl. Als ob sie seine Anwesenheit gespürt hätte, hatte sie den Kopf gewandt und war nach draußen gekommen.

»Haben Sie darüber nachgedacht, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Nein.«

Entsetzt schaute sie zu ihm hoch, ihre blitzblauen Augen funkelten. »Das war vor zwei Wochen, und Sie haben noch keine Entscheidung getroffen?«

»Nein.«

Jetzt stützte sie ihre Hände in die Hüften und reckte das Kinn hoch. Was sie tun musste, denn für einen Navajo war er überdurchschnittlich groß. Nicht riesig, aber auf dem Messband, das Doli mit Reißzwecken an den Türstock genagelt hatte, sobald ihre Tochter laufen konnte, überragte er die Linie eins achtzig um ein paar Millimeter. Es war möglicherweise kindisch, erst recht für einen Mann in seinem Alter, dass er sich erhaben und mächtig fühlte, weil die kleine Frau zu ihm aufsehen musste, aber das hatte sie sich selbst zuzuschreiben.

»Sie sind sturer als ein Maulesel, Mato Whitefeather.«

»Ihre Aussage lässt darauf schließen, dass Sie Ihren Minihund gegen etwas Größeres getauscht haben. Ich ziehe Pferde vor.«

Ihre Nasenflügel blähten sich wie Niyols Nüstern. Was bei seinem Hengst der Fall war, sobald der Wind abflaute, nach dem er benannt war, denn er liebte eine ordentliche Brise, was für ein Pferd ungewöhnlich war. Niyol war auf seine Art genauso speziell wie Ruthie Clark. Die jedoch mochte ihn nicht.

Als Mato vor zweiunddreißig Jahren die etwa zwanzig Kilometer südlich der kleinen Kreisstadt liegende Ranch mit dem umliegenden Land gekauft hatte, hatte die Frau jedes Mal die Straßenseite gewechselt, sobald sie sich in Silverton begegneten. Nicht, dass das oft der Fall war. Damals war Mato nicht öfter als alle zehn Tage heraufgeritten, um frische Lebensmittel zu kaufen. Den Großeinkauf erledigte er zu jener Zeit alle fünf oder sechs Wochen in Durango. Er hatte gedacht, dass die hübsche Blonde mit den blauen Augen, die er auf Mitte zwanzig schätzte, Angst vor Pferden hatte. Bis er aufgrund des starken Regens mit dem Pick-up heraufgefahren war und nur wenige Meter von ihr entfernt beim Gemischtwarenladen gehalten hatte. Sie war pitschnass geworden, als sie wie ein Wiesel davongerannt war. Möglicherweise hatte er sich gekränkt, dass ein Mensch so auf ihn reagierte, und sie deshalb fortan ignoriert, sie vergessen.

Andererseits war Ruthie Clark mit ihrer Reaktion nicht allein. Das hatte Mato innerhalb kürzester Zeit gelernt, sobald er das Reservat verlassen hatte – wie viele andere vor und auch nach ihm. Fast die Hälfte der registrierten Mitglieder des Navajo-Stammes lebten außerhalb des Territoriums der Navajo Nation, allerdings passten viele von ihnen ihr Äußeres dem Lebensumfeld an. Mato hatte hingegen nie auch nur daran gedacht, irgendwas an seinen Haaren oder seiner Kleidung zu ändern. Leben und leben lassen, war seine Devise. Weshalb er Ruthie Clark einfach vergessen hatte – bis sie plötzlich drei Jahrzehnte später vor ihm gestanden hatte. An Sialea-leas erstem Schultag.

Chayton und er hatten ihren Schützling, das Kind, das sie mehr liebten, als es Blutsverwandte tun könnten, gemeinsam begleitet – und natürlich waren sie aufgefallen. Zwei männliche Navajo waren eben nicht unbedingt das klassische Elternpaar eines Kindes, das eingeschult wurde. Einer kleinen Navajo, die aufgrund ihrer Abstammung ebenso wie die Männer, die nicht mit ihr verwandt waren, nicht zur größten ethnischen Gruppierung der Bewohner von Silverton gehörte – im Gegenteil.

Doch sie waren ein Teil dieser historischen kleinen Stadt, wo jeder der etwa sechshundertfünfzig Einwohner jeden zumindest vom Sehen kannte, egal, ob er direkt im Ort oder eine halbe Stunde davon entfernt lebte. Alle hatten Sialea-leas Mutter Doli gekannt und wussten, was nur wenige Monate zuvor passiert war. Das tödliche Bergunglück

war wochenlang im Umkreis von hundert Kilometern – und auch darüber hinaus – Gesprächsthema Nummer eins gewesen. Weshalb ausnahmslos alle Anwesenden, Kinder und Erwachsene gleichermaßen, Sialea-lea an ihrem ersten Schultag entweder angestarrt oder mit betretenem Gesichtsausdruck über sie hinweggesehen hatten. Bis die stellvertretende Schulleiterin, wie auf dem Namensschild an ihrer Jacke zu lesen war, auf sie zugekommen war, ihn und Chayton mit Handschlag begrüßt hatte und in die Hocke gegangen war, um mit Sialea-lea auf Augenhöhe zu sein.

Ruthie Clark.

Mato hatte bis zu dem Moment nicht gewusst, dass sie Lehrerin war – und hätte das, wäre Doli nicht hochschwanger Jahre zuvor in sein Leben gestolpert, auch nie erfahren, da ihn diese Frau nun einmal absolut nicht interessierte. Dennoch bemerkte er unsinnigerweise, dass sie sich nicht verändert hatte, wenn man von einigen silbrigen Fäden in ihrem Haar und den Lachfältchen an ihren Augenwinkeln absah.

Mittlerweile, seitdem Sialea-lea eingeschult wurde, hatte er mitbekommen, dass Miss Ruthie, wie die Kinder sie nannten, eine alte Jungfer war und mit einem struppigen Hund herumlief, der nicht höher als zwei aufeinanderliegende Ziegelsteine war. In ihrer Freizeit, wenn sie nicht unterrichtete. In die Schule nahm sie ihn natürlich nicht mit. Was alles unwichtig war. Nicht jedoch, dass sie die Klassenlehrerin der dritten Schulstufe war, in die Sialea-lea vor Weihnachten direkt aus der ersten versetzt worden war.

»Anstatt dumme Sprüche zu klopfen, Mato Whitefeather, sollten Sie versuchen, Ihre Abneigung gegen mich zu unterdrücken. Es wäre doch wirklich kindisch, Sialea-lea aus diesem Grund den Ausflug zu verweigern, auf den sie sich so sehr freut.«

Mumm hatte sie, diese Frau. Und einzigartige blitzblaue Augen. Und wohldosierte Kurven an allen wichtigen Stellen. Wenige Falten hatte sie, was wohl an der Hochgebirgsluft liegen musste. Sie sah keinen Tag älter aus als fünfundvierzig. Was nicht sein konnte, denn vor zweiunddreißig Jahren, als er sie zum ersten Mal sah, war sie bereits eine erwachsene Frau gewesen. Sie war gut erhalten dafür, dass sie sicher Mitte fünfzig, eher ein paar Jährchen älter sein musste. Hut ab.

»Habe ich irgendwas im Gesicht, was da nicht hingehört?«

»Wie bitte?«

»Sie fixieren mich, anstatt zu antworten.«

»Worauf?«

»Auf meine Feststellung.«

»Warum sollte ich auf eine Feststellung antworten?«

»Weil diese eine unausgesprochene Frage enthielt.«

»Wenn Sie keine formuliert haben, können Sie keine Antwort erwarten.«

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht Sialea-leas leiblicher Großvater sind?«

»Bin ich. Sicher, meine ich. Wieso fragen Sie?«

Die kleine Hand, die sich plötzlich in seine viel größere schob, fühlte sich gut an. Er war so sehr auf ihre Lehrerin konzentriert gewesen, dass er gar nicht gemerkt hatte, dass Sialea-lea neben ihnen stand. Ihre Berührung beruhigte ihn, der Klang ihrer Stimme erdete ihn.

»Weil du jede Frage von Miss Ruthie mit einer Gegenfrage beantwortet hast, Mato.« Er senkte den Kopf, drehte ihn und das Herz ging ihm auf. Ein Lächeln überzog sein Gesicht.

»Was Zeitverschwendung war, um ehrlich zu sein, kleiner Bluebird. Deine Klassenlehrerin wollte mich davon überzeugen, dir die Teilnahme an dem Ausflug, auf den du dich so sehr freust, nicht zu verweigern.«

Sialea-lea legte die Stirn in Falten. Sah von ihm zu ihrer Lehrerin. Mato wusste, was kommen würde, bevor es geschah. Natürlich wusste er es. Das Problem war nur, dass sie zwar überdurchschnittlich intelligent, aber eben erst sieben war und immer aussprach, was sie dachte, und nichts zurückhielt. So wie jetzt.

»Nein, Miss Ruthie, ich freue mich nicht darauf, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen jeweils mindestens drei Stunden mit anderen Kindern in einem Autobus eingesperrt zu werden, die mich wie eine Aussätzige behandeln, nur weil ich manchmal etwas besser weiß als sie. Außerdem gibt es keinen Grund für mich, den Ute Mountain Tribal Park zu besichtigen. Wie Sie wissen, grenzt dieser westlich und südlich unmittelbar an die Navajo Nation, das größte Reservat amerikanischer Ureinwohner der Vereinigten Staaten, zu denen ich gehöre. Aber auch das ist Ihnen bekannt. Selbstverständlich kenne ich das Land meiner Vorfahren, ebenso das Reservat der Ute Nation. Sie werden also sicher verstehen, warum ich auf diesen zweitägigen Ausflug verzichte. Was ich nicht tun würde, wäre die Teilnahme obligatorisch. Was sie jedoch nicht ist, weshalb ich das Recht in Anspruch nehme, nicht teilzunehmen. Bitte um Verständnis. Danke.«

Mato rechnete es Ruthie Clark hoch an, dass sie weder lachte noch wie andere Erwachsene Sialea-lea darauf

hinwies, dass sie ein Kind war, und deshalb derartige Entscheidungen den Erziehungsverantwortlichen zu überlassen hatte. Vater oder Mutter oder – wie in ihrem Fall – zwei Männern, die sich für sie verantwortlich fühlten, auch wenn sie vor dem Gesetz niemand für sie waren. Dafür, dass die Lehrerin das nicht aussprach, war er besonders dankbar. Ihr. Vor allem und nicht zuletzt, da sie ihn nicht leiden konnte und die Situation bis ins kleinste Detail kannte. Er war also Ruthie Clark zu Dank verpflichtet.

Auf Chayton hingegen, der sich vor viel zu vielen Tagen nach einer stundenlangen, heißen Diskussion aus dem Staub gemacht und seither nicht bei ihm gemeldet hatte, war er wütend. So sehr, dass er nicht mehr daran dachte, eines oder mehrere Hühnchen mit ihm zu rupfen. Nein, er würde seine Repetierbüchse reinigen, wie er es vor der Jagd auf Hirschen und Elche tat. Nur würde er sie nicht laden, wenn er Chayton damit erwartete, um nicht zu riskieren, eine Dummheit zu machen. Er wollte ihn ja nicht verletzen, aber er musste ihn zur Vernunft bringen. Sialea-leas Zukunft stand auf dem Spiel – und auch ihre. Denn Matos und Chaytons Leben würde sich ebenfalls und irreversibel ändern. Nichts würde jemals wieder so sein wie jetzt.

## KAPITEL 5

Erschrocken hob Liz den Kopf, löste den Blick vom Bildschirm und nahm die Hände von der Tastatur. Jemand hatte das Licht aufgedreht, der helle Schein irritierte ihre Augen. Sie blinzelte dagegen an, starrte zur Tür, erkannte den Umriss einer Silhouette.

»In drei Teufels Namen, Peewee, warum sitzt du denn immer noch hier? Du solltest längst im Bett liegen!«

»Grandpa?« Ihre Stimme klang unsicher, besorgt, erstaunt. Alles zugleich.

»Natürlich bin ich es. Wer denn sonst? Um diese Uhrzeit schlafen die meisten Menschen schon. Und wenn nicht, sitzt wohl kaum jemand in einem Büro, das lediglich von einem Computerbildschirm erhellt wird.«

»Ich habe offenbar die Zeit vergessen.«

Edward Winslow lachte auf, trat näher, umrundete ihren Schreibtisch und zog sie aus dem Drehstuhl direkt in seine Arme. Sie legte ihre Stirn auf seine Schulter, ließ zu, dass er sie umarmte.

»Ich hab dich lieb.« Dass er ihre in den matt glänzenden Stoff seiner eleganten Anzugjacke gemurmelt Worte überhaupt verstehen konnte, lag lediglich daran, dass sein Kinn auf ihrem Kopf lag. Er spürte die Vibrationen ihrer Stimmbänder. Zwar waren nicht alle Menschen in der Lage, derartige Schwingungen in Silben zu übersetzen und diese zu Wörtern zusammensetzen, und das sozusagen simultan, sodass sie ...

»Ich kann dich denken hören, mein Kind. Kannst du das nicht abstellen?«

Liz schaute auf. »Das fragst du mich nach all den Jahren immer noch? Du weißt doch, dass es nicht klappt.«

»Sollte es aber, Elizabeth Winslow. Dass eine derart intelligente Person wie du nicht in der Lage ist, den Schalter umzulegen, ist mir immer noch ein Rätsel.«

»Intelligenz, besser gesagt die Höhe des Quotienten, mit dem man diese misst, hat keinen Einfluss auf die Gehirnaktivität, Grandpa. Vielmehr – und da sind sich selbst die kontroversesten Wissenschaftler einig – steht diese Aktivität in direktem Zusammenhang mit ...«

»Schluss!« Grandpa unterbrach sie mit erstem Blick. »Ich will an einem späten Abend, den ich in ausgesprochen angenehmer Gesellschaft im Restaurant Ostra verbracht habe, wobei jedoch die für mich wichtigste Person fehlte, keinen komplexen Abhandlungen über welches Thema auch immer folgen müssen.«

Liz sprang einen Schritt zurück, schlug sich mit der Hand auf den Mund. »Ich habe das Abendessen mit den Berghoffs vergessen.«

»Offensichtlich, doch geht es hier wahrlich nicht um die Berghoffs, obwohl sie die spendenfreudigsten Unterstützer unserer Benefizprojekte sind. Würden sie es nicht von Herzen tun, könnte man Mrs. Berghoff die teuersten belgischen Pralinen und ihrem Mann die dicksten kubanischen Zigarren schenken, sie würden keinen Finger rühren. Der Scheck in meiner Brusttasche wiegt aufgrund deiner Abwesenheit nicht weniger schwer, Liz. Allerdings muss ich dir mitteilen, dass beide sehr enttäuscht waren, als sie hörten, dass du morgen nach Colorado fliegst, und ich ihnen sagte, dass du wahrscheinlich erst Ende des Sommers zurück sein wirst.«

»Wie kommst du denn auf die Idee?« Liz starrte ihn entgeistert an. »Ich habe dir doch gesagt, wie mein Plan aussieht. Ich fliege hin, drei, maximal vier Tage später bin ich wieder zurück.«

Edward Winslow lächelte milde. Oder eher müde? Vielleicht von beidem ein wenig, überlegte sie, als eine Alarmglocke anschlug. In ihrem Kopf, nicht im Gebäude, wo ja, wie Grandpa bereits festgestellt hatte, sich außer ihnen niemand mehr aufhielt. Selbstredend. Die Manager der Winslow-Holding mussten müde sein. Sie waren seit Tagen um sie herumgeschlichen wie Katzen um den heißen Brei. Bis einer, der jüngste und vorlauteste unter ihnen,

sie direkt angesprochen hatte. »Wird sich nun alles ändern, sobald Sie wieder zurück in Boston sind, Miss Winslow?« Sie hatte die Stirn gerunzelt, sehr wohl begriffen, dass ihr Großvater ihnen irgendwas gesagt haben musste, doch keine Ahnung gehabt, worauf sich der Manager mit dieser vagen Frage bezog. Was er offenbar richtig gedeutet und – weniger forsch und eher schleppend – weitergesprochen hatte. »Werden Sie personelle Veränderungen im Management vornehmen, sobald Sie den Platz Ihres Großvaters an der Spitze der Holding einnehmen?«

Liz hob den linken Arm, schob den Blusenärmel zurück, betrachtete das Ziffernblatt ihrer Uhr. Die Zeiger standen nicht dort, wo sie stehen sollten. Hätten stehen sollen, wenn sie ihren ausgefeilten Zeitplan eingehalten hätte. Wobei nicht die Uhrzeiger das eigentliche Problem waren. Vielmehr war sie es, denn sie befand sich nicht, wo sie um zehn vor halb zwölf am Vorabend ihres Abflugs nach Denver sein sollte, wo sie umsteigen musste, um in das Flugzeug zu steigen, mit dem sie an ihren Zielort Durango gelangen würde. Im Bett. Sie, Elizabeth Winslow, hatte nämlich in allen möglichen Belangen überdurchschnittliche Fähigkeiten, eine gehörte jedoch nicht dazu. Schnellschlafen oder, anders gesagt, mit vier Stunden Schlaf pro Nacht auskommen und dennoch munter, fit, ausgeschlafen sein. Das klappte nicht.

»Grandpa, ich sollte nach Hause fahren und ein wenig schlafen, bevor mich der bestellte Wagen abholt und zum Flughafen bringt.«

»Wann?«

Sie blinzelte. »Was?«

»Der Flug, Liz. Wann fliegst du?«

»Das Problem ist nicht der geplante Zeitpunkt des Starts, sondern dass man für nationale Flüge zwei Stunden vor Abflug am Logan sein muss, weil die Sicherheitschecks so unglaublich viel Zeit erfordern.«

»Wann, Liz?«

»Abflug Viertel vor acht, der Wagen ist für halb sechs bestellt. Doch habe ich den Koffer lediglich zur Hälfte gepackt, weil ich noch die Wettervorhersage für Durango für die kommenden Tage checken wollte. Das habe ich allerdings bisher nicht geschafft, da ich ein paar kleine Änderungen am Unterrichtsprogramm der beiden neuen Kinder vornehmen musste. Genauer gesagt war ich gerade dabei, die letzte Seite zu kontrollieren, als du gekommen bist.«

Ihr Großvater machte einen Schritt auf sie zu, legte seine Hände auf ihre Schultern und schüttelte den Kopf.

»Nur einen Koffer, Liz?«

»Natürlich, der ist für vier Tage doch ausreichend. Ich bin ja nicht Madonna oder Lady Gaga.«

Edward Winslows Mundwinkel zuckten amüsiert. »Zumindes kann ich diese beiden Namen Gesichtern zuordnen und dir in dieser Sache recht geben. Nein, du bist keine Sängerin, benötigst demnach kein Bühnenoutfit, doch Colorado ist nicht Boston. Mato lebt außerhalb von Durango, nicht in der Stadt. Die Ranch befindet sich irgendwo mitten im Wald über zweieinhalbtausend Höhenmeter. Dort wirst du seltener luftige Sommerkleider und Sandalen tragen, eher sportliche Kleidung und gutes Schuhwerk benötigen. Etwas, falls es richtig warm wird, anderes, was dich gegen Wind und Regen schützt. Außerdem züchtet Mato Pferde, wie ich dir gesagt habe, es ist demnach anzunehmen, dass du endlich wieder einmal zum Reiten kommst. Es wäre also sinnvoll, dass du Reitkleidung, vor allem aber deine Reitstiefel einpackst. Übrigens habe ich ein paar Informationen zu Mato für dich notiert, wollte sie dir beim Abendessen geben. Da du jedoch auf deine geliebten Fettuccine mit Pilzen und Parmesan-Trüffel-Spuma verzichtet hast, bekommst du die Informationen später, denn jetzt bringe ich dich erst einmal nach Hause.« Liz lief das Wasser im Mund zusammen, zugleich grummelte ihr Magen, während Grandpa zusammenhanglos auf den Mac auf ihrem Schreibtisch deutete. »Brauchst du den?«

Liz nickte automatisch, ignorierte den Hunger. Sie erinnerte sich nicht, ob sie mittags etwas gegessen hatte. Ihr Gehirn hinkte mit der Verarbeitung der Daten, konkret von dem, was Grandpa heruntergerattert hatte, hinterher. »Ja, natürlich, aber zuvor muss ich noch rasch die Mail mit dem korrigierten Programm abschicken.«

»Tu das, doch vorher gibst du mir bitte deine Flugdaten.«

Liz sah ihn verwirrt an. »Ich verstehe kein Wort, Grandpa. Das heißt, die einzelnen Wörter verstehe ich, aber nicht den Sinn dahinter.«

»Die Flugdaten, bitte.«

Sie griff nach ihrem Handy, schickte das elektronische Ticket an ihn weiter, setzte sich auf ihren Drehstuhl, zog den Laptop näher und konzentrierte sich auf das geöffnete Dokument.

Nicht einmal zehn Minuten später nickte Liz dem Fahrer zu, der ihr vor dem Gebäude der Winslow-Holding die Tür von Großvaters Limousine aufhielt und sanft hinter ihr zudrückte, bevor er Grandpa von der anderen Seite einsteigen ließ. Obwohl sie nebeneinandersaßen, sprachen sie auf der kurzen Fahrt nicht, stiegen ebenfalls schweigend zugleich aus, betraten das elegante Wohnhaus und fuhren mit dem privaten Lift nach oben in Liz'

Wohnung.

»Bist du mit den Fahrern zufrieden, die jetzt für dich zuständig sind, Grandpa?«

»Du nicht?«

Liz schmunzelte. »Du weißt doch, dass ich am liebsten selbst fahre. Deshalb frage ich ja dich. Immerhin ist dieser Chauffeurservice Teil unserer Holding.«

»Für die du dich nicht verantwortlich fühlen musst, Liz, dafür haben wir die Manager.«

Sie schüttelte genervt den Kopf, trat aus dem Lift in den geräumigen Eingangsbereich, blieb vor dem Durchgang in den Wohnbereich stehen und drehte sich um. »Ach, warum machst du es mir so schwer, Grandpa? Ich habe in den letzten Tagen alles genau so durchgezogen, wie du mir ans Herz gelegt hast. Und ich bin zufrieden damit, mich zukünftig nur noch um den Trust, in erster Linie um das Förderprogramm zu kümmern, mit Schwerpunkt auf der persönlichen Betreuung der Kinder. Meine Frage war die der Enkelin an ihren Großvater, dessen Chauffeur nach fast vierzig Jahren Dienst in den wohlverdienten Ruhestand gegangen ist, was der Grund war, weshalb ich die Idee für diesen Chauffeurservice hatte. Also noch einmal. Bist du mit den Fahrern zufrieden?«

»Bin ich, fahrtechnisch sind sie perfekt und ihr Benehmen ist respektvoll. Ich muss mich nur noch daran gewöhnen, die Trennscheibe hochzufahren, anstatt stumm auf dem Rücksitz zu sitzen. Es gibt jedoch eine Sache, mit der ich nicht zufrieden bin.«

Liz, die soeben die Pumps ausgezogen hatte und auf den Boden stellte, richtete sich auf. »Kann ich etwas tun?« Nur in Strümpfen fühlte sie sich richtiggehend klein.

»Ja, das kannst du, Liz.« Großvater nickte ernst. »Und zwar nur du, denn meine Unzufriedenheit betrifft dich, nicht die Holding, die Fahrer oder den Trust.«

Sie riss die Augen auf. »Mich?« Sie hauchte lediglich, brachte keinen Ton heraus.

»Ja, Peewee, dich.« Großvater nickte ernst. »Ich will, dass du den Zeitplan, den du für deinen Aufenthalt in Colorado erstellt hast, vergisst. So funktioniert das nicht. Du wirst nicht in wenigen Stunden ein Kind kennenlernen, seine Intelligenz testen und seine Eignung für das Förderprogramm bewerten. Womit ich nicht sagen will, dass dein bisheriges Vorgehen mit Kandidaten falsch war, nur findet hier in Boston alles in den Büros des Trusts statt, wo du nicht allein, sondern umgeben von Mitarbeitern agierst.«

Er klang nicht verärgert, aber traurig, und sie wollte das nicht. »Dann lass mich meinen Flug umbuchen und entscheiden, wen ich mitnehme. Vielleicht einen der Psychologen. Ich kann auch übermorgen fliegen, ich habe ja keinen Termin mit deinem Bekannten vereinbart. Genau genommen weiß ich bisher nur, dass er Mato heißt, kenne weder seinen Nachnamen noch den des Mädchens.«

Edward Winslow hob die Arme, klatschte in die Hände. Einmal, dann wieder, ein drittes Mal. Er applaudierte. »Endlich, Liz, das war es, worauf ich gewartet habe.«

Sie verstand nicht, was er meinte. »Worauf, Grandpa?«

»Die menschliche Komponente, Liz.« Er lächelte. »Erinnerst du dich, was an dem Tag, an dem man dich damals zu mir nach Winslow Mansion gebracht hat, das Wichtigste für dich war?«

Das war einfach. »Die Bibliothek.«

Ein Anflug von Traurigkeit überzog Großvaters Gesicht. Liz' Brust wurde eng, schmerzte. Sie sah in seine Augen – und plötzlich begriff sie. Erinnernte sich, als ob der Augenblick erst wenige Minuten zurückliegen würde, nicht fünfundzwanzig Jahre.

»Nein, das stimmt nicht.« Sie schluckte gegen die Enge in ihrer Kehle an, bevor sie weitersprechen konnte. »Die Bibliothek war an zweiter Stelle. Das Schönste war der Moment, als du deine Arme ausgebreitet und einfach nur gewartet hast, bis ich auf dich zugekommen bin. Und dann hast du mich ganz fest umarmt.«

So wie damals öffnete Grandpa seine Arme, mit zwei Schritten war sie bei ihm, kuschelte sich in seine Umarmung. Er küsste sie auf den Scheitel.

»Du wolltest mich nicht loslassen, hast dich an meiner Jacke festgehalten und nach oben geschaut und mich gefragt, wie viele Minuten ich dich noch lieb haben würde, bevor du wieder gehen musst. Erinnerst du dich?«

Liz begann zu weinen. Sie wollte nicht, ganz und gar nicht, aber hier, mitten in der Nacht im Eingangsbereich ihrer Wohnung, wurde ihr plötzlich klar, wie sehr sie sich verlaufen hatte. Seit Jahren funktionierte sie wie eine Maschine, war die fleischgewordene Perfektion. Machte kaum Urlaub, nahm sich nur Zeit für sich, um zum Friseur und zur Kosmetik zu gehen. Wo sie mit ihrem Tablet saß, lag oder lehnte und arbeitete. Natürlich ging sie mit ihrem Großvater in Ausstellungen, auf Vernissagen, zu Konzerten, in die Oper. Sie war auf Spendengalas an seiner Seite, verbrachte zumindest einen Abend pro Woche und so viel Zeit wie möglich an den Wochenenden bei ihm auf Winslow Mansion. Nicht weil sie musste, es war keine Pflicht, sondern mit ziemlicher Sicherheit das Einzige in ihrem Leben, was sie wirklich gern machte. Weil sie ihn liebte. So wie sie ihre Arbeit liebte, ihr das Wohlergehen der hochbegabten Kinder am Herzen lag. Doch diese Kinder hatten Eltern, brauchten sie nicht auf emotionaler Ebene.

Weshalb sie selbst sich ihnen als verständnisvolle Erwachsene näherte, die genau wusste, wie sie sich fühlten, da sie es erlebt hatte. Sie wusste, was es bedeutete, anders zu sein, nicht der Norm zu entsprechen.

Grandpa hatte sie nicht zurechtgewiesen. Stattdessen hatte er ihr von einem Kind erzählt, das seine Mutter verloren hatte und überdurchschnittlich intelligent war. So wie sie. Liz erinnerte sich immer noch, wie verwirrt sie oft war, wie laut ihre Gedanken. Sie war vier gewesen, die Kleine war drei Jahre älter. Sicherlich hatte sie längst erkannt, dass sie mehr aus all dem tun wollte, was in ihr war, jedoch keine Ahnung, wie sie das anstellen konnte. Wobei es natürlich nicht unwichtig war, ob sie Menschen um sich hatte, die sie liebten, oder nicht. Nur konnten selbst die allerbesten Eltern und verständnisvollsten Lehrer nicht nachempfinden, was in einem Kind mit derart außerordentlichen Fähigkeiten vorging.

Das Gehirn eines hochbegabten Menschen hat eine unzählbare Macht, ist eine unkalkulierbare Potenz, die es zu kontrollieren gilt. Das fiel selbst Erwachsenen schwer, für ein Kind war es ohne fremde Hilfe unmöglich, die Problematik zuallererst zu erkennen, dann nach und nach die Kontrollmechanismen zu erlernen. Nicht einmal Edward Winslow, der ein intelligenter, instruierter Mann war und von ihrem Potenzial gewusst hatte, hatte Liz damals dabei helfen können. Nicht persönlich zumindest.

Sie hingegen war in der Lage, dieses Mädchen, das zudem, so wie sie vor langer Zeit, seine Mutter verloren hatte, zu verstehen, ihr zu helfen. Doch dafür reichten vier Tage bei Weitem nicht aus, nicht einmal vier Wochen. Selbst ein ganzer Sommer konnte lediglich ein Anfang sein, und das nur, wenn alle Beteiligten mitspielten. An einem Strang zogen. Gemeinsam agierten.

Es war wie ein Blitz, der die Dunkelheit erhellte. Der Nebel verschwand, wurde durch Klarheit ersetzt. Plötzlich sah Liz einen Weg vor sich, erkannte, was sie tun konnte und musste. Nein, was sie tun wollte. Sie atmete tief ein, löste sich ein wenig von ihrem Großvater, blies die Luft langsam zwischen ihren leicht geöffneten Lippen aus. Sie blinzelte die Tränen weg, ließ ihre Hände von Grandpas Nacken auf seine Schultern rutschen und suchte seinen Blick.

»Ich werde meinen Flug umbuchen, brauche ein wenig mehr Zeit, um einen zweiten Koffer und eine Tasche mit meinen Reitsachen zu packen.«

»Das habe ich bereits erledigt. Du fliegst um fünfzehn Uhr fünf, der Fahrer holt dich um halb eins ab, somit hast du Zeit, nach dem Security-Check in Ruhe etwas zu essen.«

»Danke, Grandpa. Für alles. Ich werde dich nicht enttäuschen.«

»Das kannst du gar nicht, Peewee.« Er nahm sanft eine ihrer Haarsträhnen zwischen seine Finger und klemmte sie hinter ihr Ohr, wie er es früher immer gemacht hatte. »Es ist nicht von Bedeutung, was irgendwer von dir erwarten könnte, Liz, es geht einzig und allein um dich. Finde den Weg, der dich glücklich macht, Liz, und gehe ihn.«

Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht. »Ich will diesem kleinen Mädchen helfen, seinen Weg in eine glückliche Zukunft zu finden, Grandpa.«

Edward Winslow nickte bedächtig. »Sie heißt Sialea-lea, was in der Sprache der Navajo kleiner Bluebird bedeutet.«

Liz konnte nicht sagen, warum ihr plötzlich die Tränen über die Wangen kullerten, wusste am nächsten Morgen auch nicht, wie sie ins Bett gekommen war. Doch sie erinnerte sich daran, dass Grandpa noch etwas hinzugefügt hatte und dies der Grund gewesen war, weshalb sie zu schluchzen begonnen hatte und nicht mehr aufhören konnte.

Doli hatte ihre Tochter Sialea-lea genannt. Doli, was auf Navajo Bluebird bedeutete, hatte stets davon gesprochen, dass sie beide durch ihre Namen bis in alle Ewigkeit vereint sein würden. Der große und der kleine Bluebird. Für immer.

WEITERLESEN IN  
Als der Wind die Träume fing

